

LATEIN UND GRIECHISCH *in Baden-Württemberg*

INHALT

- In eigener Sache 4
- **Dennis Pausch:** Livius und die *exempla*: eine Engführung und ihre Überwindung 6
- **Bernhard Zimmermann:** Erkenne dich selbst. Zu Sophokles, *Antigone* und *König Oidipus*..... 26
- **Stefan Fallner:** Der Gipfel der Unvereinbarkeit: Josef Eberle und die *Brennessel* 36
- **Jürgen Blänsdorf:** Zu Deutungsproblemen allegorischer Figuren in Stuttgart – Bad Cannstatt..... 45
- **Karl Boyé:** Bericht von der XXXI. Sommerakademie in Überlingen..... 49
- **Manfred Birk:** James Bond, Me too & ChatGPT – Herbsttagung des DAV Württemberg in Stuttgart 51
- **Helmut Meißner:** Michael von Albrecht zum 90. Geburtstag 55
- **Christoph Wurm:** Meeresreise mit Vergil – Das *Itinerarium* des Francesco Petrarca 61
- **Heiko Ullrich:** Rezension von Hans-Joachim Reischmann: Große Frauen von großen Römern. Der markante Charme römischer First Ladies..... 68
- **Stefan Fallner:** Pegasus-Nadel für Bernhard Zimmermann..... 71
- Impressum 73



DEUTSCHER
ALTPHILOLOGENVERBAND
Landesverband Baden-Württemberg

NAVIGIUM

...macht Latein zum Lieblingsfach

Die führende digitale Lehr- und Lernplattform für den Lateinunterricht.

🎯 Ihre Vorteile

- * Zeitersparnis bei Vorbereitung und Korrektur
- * Motiviertere Schülerinnen und Schüler
- * Bessere Lernergebnisse

📅 6 Monate testen

Jetzt 6 Monate unverbindlich und kostenlos an Ihrer Schule testen*
www.navigium.de/testlizenz



*mit allen Latein-Lehrkräften und SchülerInnen, nach vorheriger Schulung vor Ort oder Zoom - natürlich kostenlos

😊 Das sagen unsere Nutzer

Meine SchülerInnen und ich sind sehr begeistert von Navigium. Es ist mittlerweile integraler Bestandteil fast jeder Stunde und die deutlich verbesserten Ergebnisse der letzten Vokabeltests sprechen für sich. Die einfache und übersichtliche Handhabe, die zusätzliche Nutzbarkeit als App und der Wettbewerbsgedanke kommen bei SchülerInnen und Eltern wirklich gut an.“

Herr F., Gymnasium Delbrück

Passgenau zu Pontes oder zu jedem anderen Lehrbuch!



Zweisprachige Ausgaben für den Griechisch- und Lateinunterricht

Wer Latein lernt, der begegnet Caesars *Gallischem Krieg* meist als erste Originallektüre. Das neue Nachwort beleuchtet die Hintergründe von Thema und Werk und nimmt Caesars Rolle als Feldherr und Akteur im Krieg sowie auf der politischen Bühne seiner Zeit kritisch in den Blick.

752 S. · € 15,40
ISBN: 978-3-15-014372-8

Caesar
De bello Gallico
Der Gallische Krieg
Lateinisch / Deutsch

Reclam

Platon
Politeia
Griechisch / Deutsch

Reclam

Platon entwirft einen Staat, in dem Männer und Frauen der herrschenden Klasse gleichberechtigt sind, es weder Heirat noch Familie gibt, niemand etwas besitzt. Ideal oder totalitäre Horrorvision? Kommentierte Ausgabe dieses für Altphilologen, Philosophen und Historiker wichtigen Textes.

1023 S. · € 22,80
ISBN: 978-3-15-014373-5

In eigener Sache

Nun halten Sie zum ersten (und wahrscheinlich einzigen) Mal eine Doppelausgabe von *Latein und Griechisch in Baden-Württemberg* in den Händen. Dieser Schritt war einerseits aus editorischen Gründen notwendig, andererseits drucktechnisch leichter und kostensparender zu verwirklichen als zwei Einzelhefte in schneller Folge.

Wer den **DAV-Bundeskongress vom 2. bis zum 6. April 2024** an der Universität Wuppertal besucht, kann dort das abwechslungsreiche Programm genießen und freut sich nach der Rückkehr vielleicht über die gedruckte Version des Heftes im Briefkasten. Wer nicht in Wuppertal dabei sein kann, hat die Möglichkeit, schon zu Kongresszeiten den größeren Umfang des Doppelheftes in der digitalen Ausgabe zu genießen. Wie immer wird diese auf der Homepage unseres Landesverbands eingestellt (<https://www.dav-bw.de>). Eine kleine Nachlese vom Bundeskongress wird in der nächsten Ausgabe zu lesen sein, ebenso wie Neuigkeiten und Stellungnahmen zur geplanten Umstellung auf das **neunjährige Gymnasium in Baden-Württemberg**.

Hinweisen möchte ich Sie auf die geplante **Streichung einer Professur im Bereich der Klassischen Philologie an der Frankfurter Goethe-Universität**. Es ist angedacht, dass in einigen Jahren ein und dieselbe Professur sowohl für Latein als auch für Griechisch zuständig sein soll. Die Studierenden der Goethe-Universität haben eine Petition aufgesetzt, die der DAV voll und ganz unterstützt (vgl. <https://www.change.org/p/professur-für-latinistik-vor-der-streichung>).

Bei uns im Land beginnen jetzt die Prüfungen zum **Abitur 2024**. Vielleicht ist es gut, wenn in diesem Heft die Möglichkeit geboten wird, die Kernpunkte zweier Vorträge nachzulesen, die an verschiedenen Orten zu den ‚Sternenthemen‘ gehalten wurden.

Dennis Pausch zeigt uns, dass die Lektüre des livianischen Geschichtswerks unter dem Gesichtspunkt von *exempla* zwar praktisch ist, sich aber nicht darin erschöpfen sollte. Eine stärkere Beachtung von Livius' skeptischer Perspektive auf Geschichtsdarstellungen verspricht einen großen Mehrwert.

Bernhard Zimmermann hat sich der sophokleischen Dramen *Antigone* und *König Oidipus* angenommen und zeigt auf, wie Selbsttäuschung, Hybris, Orakel, Hoffnung und göttliche Gunst miteinander verwoben sind und nur die Selbsterkenntnis eine Befreiung bringt. Ein Mitschnitt der Freiburger Version des Vortrags ist abrufbar unter https://youtu.be/_zukxQGvyAo.

Ein weiterer Beitrag widmet sich dem Rottenburger Literaten und neulateinischen Dichter **Josef Eberle**. Der Fokus liegt dieses Mal aber nicht auf den alten Sprachen, sondern darauf, dass dem vielgewandten Schriftsteller in verschiedenen

Publikationen eine Tätigkeit im Bereich einer ideologisch eindeutigen Zeitschrift des NS-Regimes nachgesagt wird. Diese Vermutungen werden hier untersucht und für nicht plausibel befunden.

Im folgenden hat sich **Jürgen Blänsdorf** einiger Figuren angenommen, die an der Dachtraufe des Johannes-Kepler-Gymnasiums im Stuttgarter Stadtteil Bad Cannstatt zu sehen sind – und die durchaus Rätsel aufgeben.

Im letzten Heft wurde bereits angekündigt, dass dieses Mal Berichte zu zwei Tagungen folgen würden, die in den letzten Monaten in Baden-Württemberg stattgefunden haben.

In diesem Sinne vermittelt **Karl Boyé** ein eindrückliches Bild von der *XXXI. Sommerakademie Alte Sprachen*, die sich zwischen dem 28. August und dem 1. September 2023 am Salem College in Überlingen neue(re)en Aspekten des Lateinischen und Griechischen angenommen hat.

Manfred Birk berichtet über die Erkenntnisse, die auf der *Herbsttagung des württembergischen DAV-Bezirks* gewonnen wurden. Sie fand in sehr angenehmer Atmosphäre am 17. November 2023 in Stuttgart statt.

Am 22. August 2023 feierte **Michael von Albrecht** seinen 90. Geburtstag – Zeit für eine Würdigung des großen Philologen und Literaten, der ebenso Baden-Württemberger ist wie Europäer und Weltbürger. **Helmut Meißner** nimmt diese Ehrung vor und blickt dabei auch auf die drei Bände *Antike und Neuzeit*, die 2019 erschienen.

Christoph Wurm wirft danach, angeregt durch eine 2018 erschienene Ausgabe von Petrarca's *Itinerarium Syriacum*, einen wohlwollenden und anregenden Blick auf eine imaginäre Reise. Eingeladen war der Mitbegründer des Renaissance-Humanismus zwar von einem Freund zu einer Expedition ins Heilige Land, nahm aber nicht teil, sondern verfasste stattdessen einen lesenswerten Reiseführer.

Einem anderen literarischen Produkt widmet sich in der Folge **Heiko Ullrich** – er bespricht **Hans-Joachim Reischmanns** Darstellung römischer *First Ladies* in gewohnt gründlicher Manier und kommt trotz einiger Kritikpunkte zu einer Kaufempfehlung.

Abgerundet wird das Heft mit einem kurzen Bericht über die **Verleihung der Pegasus-Nadel** des DAV an **Bernhard Zimmermann**.

Ostern ist bereits vorüber – daher bleibt mir nur, Ihnen zu wünschen, dass Sie die Feiertage angenehm verbracht haben und der Geist des Festes, das „Χριστός ἀνέστη!“, weiterwirkt und Zuversicht auch in nach wie vor weltpolitisch schwierigen Zeiten aufkommen lässt.

Stefan Fallner



Jacques-Louis David, *Le Serment des Horaces* (1784), Paris, Louvre, INV. 3692, MR 1432, public domain, https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/3/35/Jacques-Louis_David%2C_Le_Serment_des_Horaces.jpg



Anne-Louis Girodet-Trioson, *Kopie des obigen Bildes* (1786), Toledo Museum of Art (OH, USA), Acc. no. 1950.308, public domain, https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/7/70/Jacques-Louis_David_-_Oath_of_the_Horatii_-_Google_Art_Project.jpg

Dennis Pausch (Marburg)*

Livius und die *exempla*: eine Engführung und ihre Überwindung

Das vielschichtige Werk, das Livius in den Jahrzehnten um Christi Geburt über die Geschichte Roms *ab urbe condita* bis in seine eigene Zeit geschrieben hat, wird in der modernen Rezeption oft auf seine *exempla*, die vorbildhaften Taten großer Männer zur Vermittlung römischer Werte, reduziert. Welche Gründe es dafür gibt, aber auch was dabei verloren geht, kann ein Blick auf das hier abgebildete Gemälde von 1784 zeigen: Es trägt den Titel „Der Schwur der Horatier“ (*Le Serment des Horaces*, heute im Louvre) und hat in Frankreich in den Jahren vor und nach der Revolution für einige Furore gesorgt. Offenbar ist es Jacques-Louis David damit gelungen, dieser unter anderem aus Livius bekannten Geschichte¹ eine Deutung zu verleihen, die seinen Zeitgenossen etwas sagte. Dabei handelt es sich um ein Geschehen aus der absoluten Frühphase Roms: Unter dem dritten König, Tullus Hostilius, soll es im 7. Jh. v. Chr. zum Krieg mit dem benachbarten Alba Longa gekommen sein. Man sei jedoch übereingekommen, keine reguläre Schlacht auszutragen, sondern die zufällig in beiden Heeren vorhandenen Drillinge, eben die Horatier und die Curiatier, gegeneinander antreten und der siegreichen Seiten die Herrschaft über das unterlegene Volk zufallen zu lassen. Das wird am Ende natürlich Rom sein, auch wenn die Sache nicht so glatt verläuft, wie wir gleich sehen werden. Das ist aber nicht der Moment, den David herausgreift. Er zeigt eine Szene zwischen der Übereinkunft, den Krieg durch einen Stellvertretersechskampf zu entscheiden, und dem Beginn des Dreifachduells, in der Horatius der Vater seinen drei Söhnen den Eid abnimmt, alles für ihr Vaterland zu geben. Es geht David daher wohl vor allem um den beispielhaften Opfermut der drei jungen Männer, die dazu bereit sind, für die *res publica*, die gemeinsame Sache, ihr Leben zu riskieren und mehrheitlich dann auch zu verlieren. Mit anderen Worten: Er sieht in den Horatiern in erster Linie ein *exemplum* patriotischen Heldentums, das er seinen Zeitgenossen zur Nachahmung empfehlen möchte.

Damit lässt sich dieses Gemälde als repräsentativ verstehen für die dominierende Rezeption der antiken Geschichte im Allgemeinen und des livianischen Geschichtswerkes im Besonderen zur Zeit der militärisch konkurrierenden National-

* Für die Gelegenheit, diese Überlegungen in Kiel, Freiburg, Stuttgart, Heidelberg und Karlsruhe vorstellen zu dürfen, möchte ich mich ganz herzlich bedanken: Von den Hinweisen und Rückfragen habe ich sehr profitiert.

¹ Vgl. Liv. 1,22-26 sowie zu dieser vielbehandelten Stelle z.B. Dumézil 1942; Ogilvie 1965, 109-117; Solodow 1979; Fries 1985, 67-87; Feldherr 1998, 123-144; Oakley 2010 u. Pyy 2015.

staaten des 19. Jh. und frühen 20. Jh. Weil diese Sichtweise vor allem auf die römische Geschichtsschreibung mit der starken Betonung von für den Staat und die Gesellschaft nützlichen Tugenden uns so geläufig ist, wirkt Davids Deutung auch ganz naheliegend und natürlich. Tatsächlich steckt das Bild aber voller Schwierigkeiten: Diese beginnen damit, dass der Eid nicht nur weder bei Livius noch anderen antiken Historikern erwähnt wird, sondern die gezeigte Szene im Haus der Horatier nach der Logik der Erzählung, die jedenfalls bei Livius vor allem im Heerlager und dem Schlachtfeld spielt, gar keinen Platz haben kann.² Auch die zum Schwur ausgestreckten Hände, die hier prominent in Szene gesetzt werden, sind weder für die Horatier, die ohnehin der mythischen Frühzeit angehören, noch aber überhaupt für die gesamte Antike als Praxis belegt. Sie haben allerdings einen entscheidenden Einfluss auf die Verbreitung des sog. römischen Grußes in Europa gehabt, der über den italienischen Faschismus in den 30er Jahren schließlich seine unheilvolle Rolle in Deutschland spielte.³ Hier zeigt sich besonders gut, dass es David – mit allem Recht als Künstler – nicht um eine historisch korrekte Interpretation ging, sondern in erster Linie um einen Appell an seine Zeitgenossen.

Macht man sich jedoch so weit wie möglich von solchen zeitgebundenen und anachronistischen Perspektiven frei, zeigt sich, dass Livius den Akzent auf andere Aspekte der Geschichte gelegt hat: einerseits auf den Kampf selbst, der sich geradezu als Musterbeispiel einer ergebnisoffenen und daher spannenden Schilderung erweist, und andererseits auf die tragischen Folgen, die mit dem Triumph des überlebenden Horatiers einhergehen. Hierbei steht dann seine Schwester im Mittelpunkt, deren Leid allerdings auch David geschickt proleptisch ins Bild gerückt hat, wenn sie zu Recht mit der Frau am rechten Bildrand identifiziert wird. Wir werden uns beides gleich noch näher ansehen. Vorher will ich aber schon die These formulieren: Genau das ist in meinen Augen typisch für die Art, wie Geschichte von Livius präsentiert wird: einerseits eine packende Erzählung, die uns in die historischen Ereignisse eintauchen lässt und auf diese Weise sowohl dem literarischen Vergnügen dient wie auch eine geschichts-didaktische Funktion erfüllt, und andererseits eine Problematisierung gerade auch der großen Taten der *summi viri*, die nicht als eine reine Erfolgsgeschichte, sondern – ähnlich wie Vergils *Aeneis* aus der gleichen Zeit – auch mit Blick auf die Opfer erzählt wird. Wie diese verschiedenen Perspektiven am Ende gewichtet

² In der ausführlicheren Darstellung bei Dionysios von Halikarnassos (*antiquitates Romanae* 3,13-22) vergehen zwar mehrere Tage zwischen Vertrag und Kampf und es kommt zum Gespräch der Horatier mit ihrem Vater, der ihnen aber keinen Eid abnimmt; für einen Vergleich dieser beiden Versionen vgl. Burck ²1964 (¹1934), 149-153, u. Oakley 2010; zur – nur in Fragmenten greifbaren – früheren Überlieferung v.a. Rodriguez Horrillo 2010.

³ Vgl. Winkler 2009, 42-56.

und beurteilt werden sollen, das wird gar dann oft den Leserinnen und Lesern überlassen.

Einfache und glatte *exempla*, in denen römische Werte und Tugenden affirmativ bestätigt und ihre Nachahmung eins zu eins empfohlen wird, dominieren zwar bis heute die Lektüreauswahl in Schulausgaben, sind aber eigentlich nicht typisch oder lassen sich in Livius Werk im Ganzen zumindest viel seltener finden, als man etwa vor dem Hintergrund der Historienmalerei denkt, die dann gern mit abgedruckt wird, um die anhaltende Bedeutung der Geschichte zu illustrieren. Das hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass in den späteren Büchern die Dichte an *exempla* generell stark abnimmt, was uns deswegen nicht so bewusst wird, weil wir zumeist nur die erste Pentade mit der Darstellung der Frühgeschichte bis zur Eroberung der Stadt durch die Gallier im 4. Jh. n. Chr. lesen, während Livius, jedenfalls wenn wir seinen Aussagen in der *praefatio* Glauben schenken, im Gegenteil davon ausging, dass sein zeitgenössisches Publikum vor allem an der jüngeren und jüngsten Geschichte interessiert sein würde, die daher auch quantitativ den Schwerpunkt der ursprünglich nicht weniger als 142 Bücher bildete.⁴ Man könnte daher sagen, dass das Missverständnis der großen Bedeutung von *exempla* für *ab urbe condita* auch mit den Zufällen der Überlieferung und mit unseren Lesegewohnheiten zu tun hat. Ich will Sie nun aber nicht mit statistischen Argumenten ermüden, sondern Ihnen anhand der Horatier-Geschichte (1,22-26) verdeutlichen, dass auch solche Episoden, die im Laufe der Rezeptionsgeschichte auf ihren Wert als *exemplum* zugespitzt – man könnte aber auch sagen: reduziert – wurden, von Livius selbst erheblich raffinierter und vor allem differenzierter präsentiert worden sind.

- 1,22-23 Tullus Hostilius und der Krieg gegen Alba Longa
- 1,24,1-3 Übereinkunft zum Stellvertreterkampf
- 1,24,4-9 Ritueller Abschluss des Vertrages
- 1,25,1-14 Schilderung des Kampfes als *spectaculum*
- 1,26,1-4 Triumphale Heimkehr und Tötung der Schwester
- 1,26,5-14 Verhandlung über die Bestrafung des Horatiers

Im 22. Kapitel des ersten Buches wird Tullus Hostilius nach dem Tode von Numa Pompilius zu Roms dritten König gewählt. Nach römischer Überlieferung befinden wir uns im Jahr 672 v. Chr. und haben damit, wenn man vom Beginn der Darstellung mit der Geburt des Romulus ausgeht, nach einem Drittel eines

⁴ Vgl. Liv. praef. 4: *et legentium plerisque haud dubito, quin primae origines proximaeque originibus minus praebitura voluptatis sint festinantibus ad haec nova, quibus iam pridem praevaletis populi vires se ipsae conficiunt.* („Auch zweifle ich nicht daran, daß den meisten Lesern die ersten Anfänge und das, was den Anfängen zunächst liegt, weniger Freude machen wird, da sie es eilig haben, zu unserer Neuzeit zu kommen, in der sich die Kräfte des Volkes, das schon übermächtig ist, sich selbst aufzehren.“ Übers. Hillen 2007 – wie im Folgenden).

einzigem Buches schon rund ein Jahrhundert hinter uns. Hält man sich nun umgekehrt vor Augen, dass die Zusammenfassungen, die für die späteren, an sich verlorenen Bücher erhalten sind, nahelegen, dass Livius dort zum Teil ein einziges Jahr in zwei ganzen Büchern behandelt hat,⁵ bekommt man einen Eindruck von der massiven Verringerung der Erzählgeschwindigkeit und zugleich der Steigerung an Ausführlichkeit im Lauf des Werkes. Das heißt aber auch, dass es in seinen Augen Gründe dafür gegeben haben wird, diesen frühen Teil der römischen Geschichte vergleichsweise schnell abzuhandeln.

Die Frage, wie kursorisch oder detailliert man eine Geschichte (oder einen Teil von ihr) erzählt, hängt nicht zuletzt davon ab, für wie wichtig man sie hält oder auch wie glaubwürdig sie einem erscheint. Der Grund für die Kürze ist hier jedenfalls nicht der Mangel an *per se* verfügbaren Informationen über die Frühzeit Roms, wie man vielleicht annehmen könnte, vielmehr wurde diese Epoche von seinen Vorgängern *late et longe* behandelt, wie ein Fragment des Historikers Gellius zeigen kann, der noch im 3. Buch den Raub der Sabinerinnen, ein Ereignis unmittelbar nach der Gründung der Stadt, schilderte, das bei Livius schon im 9. Kapitel des ersten Buches vorkommt.⁶ Es handelt es sich bei seiner gerafften Darstellung daher nicht um Quellenmangel, sondern um eine bewusste Entscheidung, die gut zu zwei der wenigen theoretischen Aussagen in seinem Werk passt, mit denen er für die Prähistorie der ersten Pentade eine Sonderstellung hinsichtlich der Zuverlässigkeit der Überlieferung und damit doch wohl auch der Art und Weise seiner Darstellung reklamiert. Bei der vielbehandelten Stelle in der *praefatio* zum Gesamtwerk handelt es sich letztlich um eine Art *disclaimer*, dass man die Geschichten im Zusammenhang mit der Gründung der Stadt als poetische *fabulae* oder in unseren Worten wohl eher als Mythen lesen und ihre Glaubwürdigkeit daher nicht mit einem historiographischen Maßstab beurteilen solle.⁷ Dass wir diese Warnung nicht nur auf die Geschichten rund um Romulus, sondern auf die ganze erste Pentade beziehen sollen, zeigt sich, wenn Livius im Binnenproöm zum 6. Buch auf die ersten fünf Bücher zurückblickt:⁸

quae ab condita urbe Roma ad captam eandem Romani ... gessere, quinque libris exposui, res cum vetustate nimia obscuras velut quae magno ex intervallo loci vix cernuntur, tum quid rarae per eadem tempora litterae fuere, una custodia fidelis

⁵ Zu den sog. *periochae* jetzt grundlegend Levene 2024.

⁶ Vgl. Gellius FRH 10 F 14 (= Beck / Walter 2001, 357).

⁷ Vgl. Liv. *praef.* 6: *quae ante conditam condendamve urbem poeticis magis decora fabulis quam incorruptis rerum gestarum monumentis traduntur, ea nec adfirmare nec refellere in animo est.* („Was vor der Gründung der Stadt oder dem Plan zu ihrer Gründung mehr mit dichterischen Erzählungen ausgeschmückt als in unverfälschten Zeugnissen der Ereignisse überliefert wird, das möchte ich weder als richtig hinstellen noch zurückweisen.“)

⁸ Liv. 6,1,1-1,2.

memoriae rerum gestarum, et quod, etiam si quae in commentariis pontificum aliisque publicis privatisque erant monumentis, incensa urbe pleraeque interiere.

Ich habe die Geschichte der Römer von der Gründung der Stadt bis zu ihrer Einnahme ... in fünf Büchern dargestellt. Diese Dinge sind schon durch ihr hohes Alter in Dunkel gehüllt wie Gegenstände, die man aus großer räumlicher Entfernung kaum erkennen kann, vor allem aber, weil man in diesen Zeiten nur ganz kurz und selten etwas aufgeschrieben hat, was doch die einzig zuverlässige Art ist, die Erinnerung an das historische Geschehen zu bewahren, und weil dies, selbst wenn es etwas derartiges in den Aufzeichnungen der Pontifices und anderen öffentlichen und privaten Dokumenten gegeben hat, beim Brand der Stadt zum großen Teil untergegangen ist [sc. durch die Gallier im Jahr 390 v. Chr.].

Die skeptische Haltung zum Inhalt dieses besonderen Teils des Werks kommt aber nicht nur in der Kürze der Narration zum Ausdruck,⁹ sondern auch in direkten Kommentaren des Erzählers. Beides zeigt sich unter anderem in den ersten beiden Kapiteln unserer Geschichte, in denen es vor allem darum geht, dass Tullus Hostilius den von ihm gewünschten Krieg gegen Alba Longa nicht nur einfach vom Zaun zu brechen, sondern ihn als *bellum iustum* erscheinen lassen will.¹⁰ Dass ihm dies nur unter Anwendung einiger diplomatischer und religiöser Tricks gelingt, führt dazu, dass man schon diesen Teil nur dann als affirmatives *exemplum* lesen kann, wenn man bereit ist, dieses für das römische Selbstverständnis zentrale Konzept von vorneherein als reines Mittel zum Zweck und als rhetorischen Etikettenschwindel zu begreifen. Ansonsten handelt es sich hierbei zumindest um eine Problematisierung, wenn nicht geradezu um eine Entlarvung dieses Ideologems, und zwar bereits bei seiner ersten Anwendung.¹¹

Nach einigen kleineren Kampfhandlungen kommen die Anführer der beiden im Übrigen nicht nur benachbarten, sondern auch eng verwandten Städte nicht zuletzt angesichts der Bedrohung durch die Etrusker überein, diese nicht zum lachenden Dritten einer Bürgerkriegsschlacht *avant la lettre* zu machen, sondern die Entscheidung, wer die Herrschaft über beide Völker in Zukunft ausübe, wie gesagt, in der Form des Stellvertreterkampfes auszutragen:¹²

*forte in duobus tum exercitibus erant trigemini fratres, nec aetate nec viribus dispares.
Horatios Curiatiosque fuisse satis constat, nec ferme res antiqua alia est nobilior;*

⁹ Vgl. z.B. Oakley 2010, 127: „This is an excellent example of Livy’s extreme abbreviation of annalistic material, which often elsewhere in Books 1-2 gives his narrative a note of detached irony.“

¹⁰ Vgl. z.B. Zenk 2021, 172-184 (mit den Verweisen auf die ältere Literatur).

¹¹ Eine rituelle Kriegserklärung beschreibt Livius zwar erst für Ancus Marcius (1,32,5), das Konzept des *bellum iustum* ist hier aber wohl präsent, zumal Tullus Hostilius auch sonst als sein Erfinder gilt (v.a. Cic. *rep.* 2,31).

¹² Liv. 1,24,1.

tamen in re tam clara nominum error manet, utrius populi Horatii, utrius Curiatii fuerint. auctores utroque trahunt; plures tamen invenio, qui Romanos Horatios vocent; hos ut sequar, inclinatus animus.

Zufällig waren damals in beiden Heeren Drillingsbrüder, die nicht nur etwa gleich alt, sondern auch etwa gleich stark waren. Es steht ziemlich fest, daß es sich um Horatier und Curiatier handelte, und wohl keine andere Geschichte aus der alten Zeit ist bekannter; trotzdem, obwohl die Geschichte so berühmt ist, bleibt eine Unsicherheit, zu welchem der beiden Völker die Horatier und zu welchem die Curiatier gehört haben. Die Quellen bringen beides. Ich finde jedoch mehr, die die Horatier als Römer bezeichnen, und bin geneigt, ihnen zu folgen.

Das an sich eher nebensächliche Detail der Namenszuteilung bietet hier den Anlass, dem Leser noch einmal die Schwierigkeiten der Überlieferung historischen Wissens über mehr als sechs Jahrhunderte hinweg vor Augen zu führen. Dabei besteht für Livius das Problem nicht darin, wie hier sehr gut deutlich wird, dass es zu wenige ältere Berichte gab, sondern zu viele – und dass die Leser in seiner Zeit diese auch bereits kannten (womit sich ihr Vorwissen signifikant von dem der meisten Leser in unserer Zeit unterscheidet, die wir mit der römischen Frühgeschichte zumeist erst durch Livius in Berührung kommen). Solche – wie wir sagen würden – Exkurse zur Methode finden sich in seiner Darstellung daher immer wieder. Livius will sich damit sicherlich als besonders vertrauenswürdiger Historiker zeigen und sich zugleich von seinen Vorgängern und Konkurrenten absetzen. Allerdings bringt er seine Skepsis häufiger implizit und gleichsam zwischen den Zeilen zum Ausdruck als in dieser expliziten Form. Nimmt man diese Vorbehalte aber dennoch ernst, findet gerade in der ersten Pentade an vielen Stellen eine kritische Reflexion darüber statt, was man eigentlich über die Vergangenheit wissen kann und wie auf dieser Basis Geschichtsbilder entstehen und instrumentalisiert werden können, wie die Forschung seit den 90er Jahren überzeugend herausgearbeitet hat.¹³ Hierbei scheint es mir auch Reibungspunkte zu der Art zu geben, wie Augustus von offizieller Seite mit Roms Frühgeschichte umgeht, gar nicht so sehr in den Inhalten oder ihrer Bewertung. Aber auf das Verhältnis des Historikers zum ersten *princeps* komme ich später noch zurück, jetzt bleiben wir erst bei unserer Geschichte.

Bevor wir aber endlich zu dem spektakulären Sechskampf kommen, stoßen wir noch auf einen deutlich längeren Exkurs, den man erzähltechnisch als retardierendes Moment zum Aufbau von Spannung verstehen kann. Livius nimmt den ersten außenpolitischen Vertragsabschluss, den er in seinem Werk erwähnt, zum Anlass einer detaillierten Schilderung der entsprechenden Rituale aus dem

¹³ Vgl. z.B. Miles 1995; Jaeger 1997; Feldherr 1998; Chaplin 2000; Pausch 2011 u. Domainko 2018.

Fetialrecht.¹⁴ Die Passage ist aber nicht nur ein antiquarischer Exkurs, sondern fungiert mit ihrem archaisierenden Duktus und vor allem dem feierlich- numinosen Ton der Verfluchung Eidbrüchiger auch bereits als emotionale Vorbereitung auf ein Duell, in dem ja nicht weniger als das Schicksal und die Zukunft Roms auf dem Spiel steht. Das passt sehr gut dazu, dass es für Livius auch an anderen Stellen ein wichtiges Anliegen ist, seine Leser mit allen sprachlichen Mitteln in eine solche Rezeptionshaltung zu versetzen, in der sie den Ausgang der geschilderten Ereignisse nicht einfach als bekannt und gegeben hinnehmen, sondern diese vielmehr aus der Perspektive der historischen Akteure wahrnehmen, also als kontingent und noch ergebnisoffen. Hierfür ist zwar die momentane Suspendierung ihres historischen Wissens erforderlich, gelingt das aber – etwa durch die Erzeugung einer sog. paradoxen Spannung, wie sie sich experimentell auch bei modernen Rezipienten nachweisen lässt –, wird nicht nur der Lesegenuss gesteigert, sondern auch ein didaktischer Mehrwert erzielt, da historische Prozesse viel besser verstanden werden können, wenn man mögliche alternative Verläufe und die den Akteuren zur Verfügung stehenden Handlungsoptionen sozusagen als Rezipient selbst durchdenken kann oder muss.¹⁵

Dasselbe Anliegen zeigt sich auch in der folgenden Schilderung des Kampfes, einerseits indem die Offenheit des Ausgangs stark betont, andererseits indem wiederholt die heftigen Reaktionen der Zuschauer erwähnt werden, um deren künftiges Schicksal gerade gefochten wird:¹⁶

(1) *foedere icto trigemini, sicut convenerat, arma capiunt. cum sui utrosque adhortarentur, deos patrios, patriam ac parentes, quidquid civium domi, quidquid in exercitu sit, illorum tunc arma, illorum intueri manus, feroces et suopte ingenio et pleni adhortantium vocibus in medium inter duas acies procedunt.* (2) *considerant utrimque pro castris duo exercitus, periculi magis praesentis quam curae expertes; quippe imperium agebatur in tam paucorum virtute atque fortuna positum. itaque ergo erecti suspensique in minime gratum spectaculum animo intendunt.*

(1) Nach dem Abschluß des Vertrages griffen die Drillinge zu den Waffen, wie es vereinbart worden war. Beide Seiten wurden von ihren Landsleuten angefeuert: die Götter ihrer Väter, die Vaterstadt und die Eltern, alle Mitbürger zu Hause, alle im Heer blickten jetzt auf ihre Waffen und auf ihre Hände. In wilder Kampfeslust – ihrem Wesen entsprechend und die ermunternden Zurufe im Ohr – traten sie in die Mitte zwischen den beiden Schlachtreihen. (2) Die zwei Heere hatten sich zu beiden Seiten

¹⁴ Vgl. Liv. 1,24,4-9.

¹⁵ Vgl. z.B. Pausch 2011, 191-250, sowie allgemein zur Erzeugung von Spannung in der (griechischen) Literatur die Beiträge in Konstantakos / Liotsakis 2021.

¹⁶ Liv. 1,25,1-2. Ein wichtiges Vorbild für die Involvierung der externen Leser mit Hilfe der Reaktionen der Zuschauer im Text stellt Thukydides' Schilderung der Seeschlacht im Hafen von Syrakus dar (7,69-71).

vor ihrem Lager niedergelassen, im Augenblick zwar frei von Gefahr, aber nicht von Sorge; denn es ging um die Herrschaft, die von der Tapferkeit und dem Glück dieser paar Männer abhing. So richteten sie denn gespannt und voll Unruhe ihre Aufmerksamkeit auf das alles andere als angenehme Schauspiel.

Livius spricht hier tatsächlich von einem *spectaculum* und ruft damit nicht zum letzten Mal die Assoziation eines Gladiatorenkampfes hervor, dessen für römische Zuschauer offenbar fesselnde Atmosphäre er hier erzeugen will. Diese wird allerdings noch dadurch gesteigert, dass es sich nicht nur um blutige ‚Unterhaltung‘ handelt, sondern dass der Ausgang für die Zuschauer alles andere als nebensächlich ist, wie sich im Weiteren zeigt:¹⁷

(3) *datur signum infestisque armis velut acies terni iuvenes magnorum exercituum animos gerentes concurrunt. nec his nec illis periculum suum, publicum imperium servitiumque obversatur animo futuraque ea deinde patriae fortuna quam ipsi fecissent.* (4) *ut primo statim concursu increpuere arma micantesque fulsere gladii, horror ingens spectantes perstringit et neutro inclinata spe torpebat vox spiritusque.* (5) *consertis deinde manibus cum iam non motus tantum corporum agitatioque anceps telorum armorumque sed volnera quoque et sanguis spectaculo essent, duo Romani super alium alius, volneratis tribus Albanis, exspirantes corruerunt.* (6) *ad quorum casum cum conclamasset gaudio Albanus exercitus, Romanas legiones iam spes tota, nondum tamen cura deseruerat, exanimes vicem unius quem tres Curiatii circumsteterant.* (7) *forte is integer fuit, ut universis solus nequaquam par, sic adversus singulos ferox. ergo ut segregaret pugnam eorum capessit fugam, ita ratus secuturos ut quemque volnere adfectum corpus sineret.*

(3) Man gab das Zeichen, und mit gezogenem Schwert stürmten die drei jungen Männer auf jeder Seite wie Schlachtreihen mit dem Kampfesmut großer Heere aufeinander los. Weder die einen noch die anderen dachten an die eigene Gefahr, sie dachten nur an die Herrschaft oder Knechtschaft ihres Volkes und daß ihre Vaterstadt das Schicksal erwarte, das sie ihr bereiteten. (4) Als gleich beim ersten Zusammenprall die Schilde dröhnten und funkelnd die Schwerter blitzten, durchfuhr ein ungeheurer Schauer die Zuschauer; und da die Entscheidung noch ganz offen war, verschlug es ihnen die Sprache und den Atem. (5) Als es dann zum Nahkampf kam und jetzt nicht nur die Bewegungen der Körper und das Schwingen der Schwerter und Schilde, das nichts entschied, sondern auch Wunden und Blut die Blicke fesselten, brachen zwei Römer, einer über dem anderen, sterbend zusammen, während die drei Albaner verwundet waren. (6) Beim Tod der Römer war ein Freudenschrei durch das albanische Heer gegangen; den römischen Legionen war schon alle Hoffnung geschwunden, die Sorge jedoch nicht; denn lähmendes Entsetzen ergriff sie angesichts der Lage des einen Mannes, den die drei Curiatier umringt hatten. (7) Er war zum Glück noch unverletzt; gegen alle konnte er allein es zwar nicht aufnehmen, aber dem einzelnen gegenüber fühlte er sich überlegen. Um sie daher im Kampf zu trennen,

¹⁷ Liv. 1,25,3-7.

ergriff er die Flucht. Er rechnete sich aus, daß sie ihn verfolgen würden, so schnell es einem jeden sein verwundeter Körper erlaubte.

Das ist natürlich clever und der Versuch, den Gegner zu ermüden, indem man vor ihm wegläuft, hat Parallelen quer durch alle historischen Epochen. Es gilt aber nie als sonderlich heldenhaft und eigentlich lehnten die Römer das Kämpfen mit Tricks strikt ab oder unterstellten es ihren Gegnern, wenn sie – wie gegen Hannibal – ausnahmsweise mal den Kürzeren zogen. Die vom letzten Horatier angewandte Kampftechnik qualifiziert ihn also nur eingeschränkt als *exemplum* römischer *virtus* und militärischen Heldenmutes. Doch sehen wir, wie es weitergeht:¹⁸

(8) *iam aliquantum spatii ex eo loco ubi pugnatum est aufugerat, cum respiciens videt magnis intervallis sequentes, unum haud procul ab sese abesse.* (9) *in eum magno impetu rediit; et dum Albanus exercitus inclamat Curiatii, uti opem ferant fratri, iam Horatius caeso hoste victor secundam pugnam petebat. tunc clamore qualis ex insperato faventium solet Romani adiuvant militem suum; et ille defungi proelio festinat.* (10) *prius itaque quam alter – nec procul aberat – consequi posset, et alterum Curiatium conficit.* (11) *iamque aequato Marte singuli supererant, sed nec spe nec viribus pares. alterum intactum ferro corpus et geminata victoria ferocem in certamen tertium dabat: alter fessum volnere, fessum cursu trahens corpus victusque fratrum ante se strage victori obicitur hosti. nec illud proelium fuit.* (12) *Romanus exsultans ‚duos‘ inquit ‚fratrum manibus dedi; tertium causae belli huiusce, ut Romanus Albano imperet, dabo.‘ male sustinenti arma gladium superne iugulo defigit, iacentem spoliat.*

(8) Schon war er ein ziemliches Stück von der Stelle weggerannt, wo sie gekämpft hatten, als er zurückblickte und bemerkte, daß sie ihm in weiten Abständen folgten und daß einer dicht hinter ihm war. (9) Da machte er kehrt und griff diesen mit Wucht an; und während das albanische Heer den beiden anderen Curiatiern noch zurief, sie sollten ihrem Bruder zu Hilfe kommen, hatte der Horatier den Gegner bereits erschlagen und stürzte sich als Sieger in den nächsten Kampf. Da unterstützten die Römer ihren Mann mit einem Geschrei, wie es die Anhänger bei einer unverhofften Wendung zu erheben pflegen, und der Römer beeilte sich, den Kampf zu Ende zu bringen. (10) Bevor daher der andere herankommen konnte – er war nicht mehr weit weg –, hatte er auch den zweiten Curiatier erledigt. (11) Jetzt stand der Kampf gleich; auf jeder Seite war nur noch einer übrig, aber ihre Aussichten und ihre Kräfte waren ungleich. Der eine war noch unverletzt und hatte schon zwei besiegt, was ihn mit einem Gefühl der Überlegenheit den Kampf mit dem dritten aufnehmen ließ; der andere schleppte sich, erschöpft von seiner Wunde, erschöpft vom Laufen und entmutigt durch den Tod der Brüder vor seinen Augen, dem siegreichen Gegner entgegen. Und es war dann auch kein Kampf mehr. (12) Im Siegestaumel rief der Römer: „Zwei habe ich den Manen meiner Brüder geopfert; den dritten opfere ich jetzt dem Anlaß dieses Krieges, auf daß Rom über Alba herrsche.“ Dem Gegner, der kaum noch seinen Schild halten konnte,

¹⁸ Liv. 1,25,8-12.

stieß er das Schwert von oben in die Kehle; als er am Boden lag, zog er ihm die Rüstung ab.

Der zeitgenössische Leser konnte wohl auch in diesem blutigen Finale das typische Ende eines Gladiatorenkampfes wiedererkennen: War es doch üblich, dass der Verlierer, wenn ihm nicht vom Publikum das Leben geschenkt wurde (was im Übrigen eher die Regel als die Ausnahme gewesen zu sein scheint), auf dem Boden sitzend oder knieend von seinem Kontrahenten getötet wurde, indem er ihm sein Schwert durch die Kehle in die Brust stieß. Was diese Parallele so interessant macht, ist der Umstand, dass der Horatier seinen wehrlosen Gegner tötet, ohne auf ein Votum der umstehenden Soldaten oder seines Königs zu warten. Gerade dass dafür mit dem Hinweis, er sei im Siegestaumel gewesen (*exsultans*), und mit der Behauptung, es handle sich um ein religiös motiviertes Menschopfer, mögliche Begründungen gegeben werden, lenkt den Blick erst recht darauf, dass es durchaus andere Handlungsmöglichkeiten gegeben hätte, zumal die Vertragsbedingungen, die von Livius allerdings nur grob paraphrasiert werden, offenbar nur den Sieg im Kampf, nicht aber den Tod der Gegner als Kriterium vorsahen.¹⁹ Damit ähnelt die Situation derjenigen in der berühmten Schlusszene der von Vergil ungefähr zur gleichen Zeit verfassten *Aeneis*, in der die Frage, ob Aeneas den besiegten Turnus auch noch töten soll oder nicht, eine große Rolle spielt und unter anderem mit genau derselben Parallele diskutiert wird. Auch dort schlägt der Held am Ende zu, und zwar in ganz analoger Weise, wenn auch mit etwas anderen Worten: *hoc dicens ferrum adverso sub pectore condit // fervidus*. „So sprechend stieß er sein Schwert in die Brust, die ihm zugewandt war, // voller Wut.“ (12, 950f.).

Auch wenn bei genauerem Hinsehen also schon das als spannendes *spectaculum* präsentierte Dreifachduell keinen ganz tadellosen Helden zum Sieger hat, so überwiegen doch die positiven Aspekte. Allerdings ist die Geschichte hier noch nicht zu Ende. Nach einer kurzen Schilderung der Freude der Römer, der Umsetzung der Vertragsbedingungen und dem Hinweis darauf, dass man die Gräber der Gefallenen heute noch sehen könne, und zwar an der Stelle, an der jeder einzelne fiel – ein Beitrag zu einem anderen Leitmotiv des ersten Buches, der aitiologischen Erschließung der Topographie Roms und seiner Umgebung –,²⁰ passiert schon Folgendes:²¹

(1) *ita exercitus inde domos abducti*. (2) *princeps Horatius ibat, trigemina spolia prae se gerens; cui soror virgo, quae desponsa, uni ex Curiatiis fuerat, obvia ante portam*

¹⁹ Vgl. Liv. 1,24,2-3.

²⁰ Vgl. Liv. 1,25,13-14; zur aitiologischen Dimension gerade der livianischen Frühzeit z.B. Pausch 2008.

²¹ Liv. 1,26,1-4.

Capenam fuit, cognitoque super umeros fratris paludamento sponsi quod ipsa confecerat, solvit crines et flebiliter nomine sponsum mortuum appellat. (3) movet feroci iuveni animo comploratio sororis in victoria sua tantoque gaudio publico. stricto itaque gladio simul verbis increpans transfigit puellam. (4) ‚abi hinc cum immaturo amore ad sponsum‘ inquit ‚oblita fratrum mortuorum vivique, oblita patriae. sic eat quaecumque Romana lugebit hostem.‘

(1) Dann zogen die Heere von dort heim. An der Spitze schritt der Horatier mit den erbeuteten Waffen der Drillinge. Ihm kam seine Schwester – ein Mädchen noch, das mit einem der Curiatier verlobt gewesen war – vor der Porta Capena entgegen. Als sie auf den Schultern ihres Bruders den von ihr selbst gefertigten Kriegsmantel ihres Verlobten erkannte, löste sie ihr Haar und rief unter Tränen den toten Bräutigam beim Namen. Den wilden jungen Mann traf das Wehklagen seiner Schwester, wo er doch als Sieger kam und alles von solchem Jubel erfüllt war. Daher zog er sein Schwert und durchbohrte das Mädchen und fuhr es gleichzeitig mit den Worten an: „Weg mit dir zu deinem Verlobten mitsamt deiner unangebrachten Liebe! Vergessen hast du deine toten Brüder und den lebenden, vergessen deine Vaterstadt. So soll jede Römerin dahingehen, die um einen Feind trauert!“

Auch hier ereignen sich die Dinge in geradezu archaischer Kürze und Unvermitteltheit: So hat der Erzähler weder hier noch vor dem Kampf ein Wort darüber verloren, dass die drei tödlichen Duellanten einander kannten und so gut wie verschwägert gewesen waren.²² Umso interessanter sind vor dem Hintergrund dieser lakonischen Erzählweise die Details, die dann doch genannt werden: zum einen der Mantel, den die Schwester mit eigener Hände Arbeit für ihren Verlobten gewebt hat, und dessen Anblick ihre Befürchtungen schlagartig zur Gewissheit werden lässt, was wohl dazu angetan ist, ihre emotionale Reaktion zu rechtfertigen, jedenfalls in den Augen der Leser, wenn auch nicht in denen des Bruders. Zum anderen die Worte eben jenes Bruders, der seine Affekthandlung damit zu begründen versucht, dass er auf ihren zukünftigen Charakter als warnendes *exemplum* verweist: *sic eat quaecumque Romana lugebit hostem!* („So soll jede Römerin dahingehen, die um einen Feind trauert!“). Mit ganz ähnlichen Worten hatte Livius schon Romulus die Bluttat an seinem Bruder Remus begründen lassen, der ihn mit dem Hinweis auf die leichte Überwindbarkeit seiner Mauer provoziert haben soll: *sic deinde, quicumque alius transiliet moenia mea* („So soll es künftig jedem gehen, der über die Stadtmauer springt“).²³

²² Dionysios von Halikarnassos erwähnt hingegen gleich zu Beginn, dass es sich bei den sechs Kämpfern um Cousins handelt, da ihre Mütter Zwillingsgeschwestern waren (vgl. *antiquitates Romanae* 3,13,3).

²³ Vgl. Liv. 1,7,2 mit Ogilvie 1965, 115, u. für den Vergleich mit Romulus' Brudermord Keegan 2021, 147-150.

Sollen uns, sollten Livius' Leser diese Erklärungen für einen Brudermord und einen Ehrenmord – wenn sich die Tötung der Horatierin in unseren Kategorien so bezeichnen lässt – überzeugen? Jedenfalls ist es bemerkenswert, dass sich die Behauptung einer ‚Selbstexemplifizierung‘ durch historische Figuren gerade in solchen Fällen findet, die einen besonders kontroversen Charakter aufweisen.²⁴ Während das bei Romulus nicht weiter ausgeführt wird, man aber davon ausgehen kann, dass über die Rolle des Brudermords als römischer ‚Erbsünde‘ und Aition aller späteren Bürgerkriege von Livius' Zeitgenossen genug nachgedacht wurde, um bei den Lesern auch so einen Denkprozess anzustoßen, wird diese Frage an unserer Stelle ganz explizit und sogar im eigentlichen Sinne des Wortes ‚verhandelt‘: Folgt nun doch unmittelbar die Beschreibung des Prozesses, in dem sich der überlebende Bruder für den Mord an seiner Schwester verantworten muss. Dieser Prozess ist im Übrigen keine Ergänzung durch Livius, sondern war ebenfalls Teil des kollektiven Gedächtnisses, wie etwa seine Erwähnung in Ciceros *de inventione* zeigt.²⁵

Der juristische Vorgang wird mitsamt den vielfältigen Reaktionen einer stark anteilnehmenden Bürgerschaft sogar recht ausführlich geschildert und nimmt dabei folgenden Verlauf: Volk und Senatoren sind von der Tat schockiert (*atrox visum*) und bringen den Täter vor den König. Der will das Urteil aber nicht selbst fällen, sondern ernennt stattdessen zwei Richter,²⁶ um die Sache zu entscheiden. Zugleich verfügt er, dass der Angeklagte, falls er schuldig gesprochen wird und er gegen das Urteil Berufung einlegt, diese von der Volksversammlung aber abgewiesen werde, auf besonders entehrende Art und Weise zu Tode gebracht werden solle, unter anderem durch Erhängen. Dennoch zeichnet sich genau dieser Verlauf ab, ja Tullus Hostilius rät ihm, als die Richter ihn schuldig gesprochen haben, sogar noch dazu, die Volksversammlung anzurufen:²⁷

(9) *moti homines sunt in eo iudicio maxime P. Horatio patre proclamante se filiam iure caesam iudicare; ni ita esset, patrio iure in filium animadversurum fuisse. orabat deinde ne se quem paulo ante cum egregia stirpe conspexissent orbum liberis facerent.*

(10) *inter haec senex iuvenem amplexus, spolia Curiatorum fixa eo loco qui nunc Pila Horatia appellatur ostentans, „huncine“ aiebat „quem modo decoratum ovantemque*

²⁴ Vgl. Albrecht 2016, 207f.: „Dass dieser Versuch, mit der Tötung der eigenen Schwester ein *exemplum* zu geben, fehl schlägt (der Sprechakt misslingt folglich), zeigt die Reaktion von Senat und Volk, ...“; der Versuch des Bruders, die Deutungshoheit über seine Tat zu gewinnen, ist aber auch als erfolgreich bewertet worden: vgl. z.B. Burck ²1964 (¹1934), 149-153; Kowalewski 2002, 44-50, u. Helmke 2023, 59-66.

²⁵ Vgl. Cicero, *de inventione* 2,78-79 sowie ferner Valerius Maximus 6,3,6 u. 8,1,1.

²⁶ Die Geschichte stellt zugleich ein Aition für diese juristische Praxis dar vgl. Baumann 1969 u. Watson 1979.

²⁷ Liv. 1,26,9-12.

victoria incedentem vidistis, Quirites, eum sub furca vinctum inter verbera et cruciatus videre potestis? quod vix Albanorum oculi tam deforme spectaculum ferre possent. (11) i, lictor, colliga manus, quae paulo ante armatae imperium populo Romano pepererunt. i, caput obnube liberatoris urbis huius; arbore infelici suspende; verbera vel intra pomerium, modo inter illa pila et spolia hostium, vel extra pomerium, modo inter sepulcra Curiatorum; quo enim ducere hunc iuvenem potestis ubi non sua decora eum a tanta foeditate supplicii vindicent?’ (12) non tulit populus nec patris lacrimas nec ipsius parem in omni periculo animum, absolueruntque admiratione magis virtutis quam iure causae.

(9) Am meisten beeindruckte es die Leute bei diesem Prozeß, als P. Horatius, der Vater, laut verkündete, er sei der Meinung, seine Tochter sei zu Recht getötet worden; wenn dem nicht so wäre, wäre er mit dem Recht des Vaters gegen seinen Sohn vorgegangen. Dann bat er, man möge ihn, den man gerade noch mit bedeutender Nachkommenschaft gesehen habe, doch nicht kinderlos machen. (10) Dabei umarmte der Alte den jungen Mann, zeigte auf die erbeuteten Waffen der Curiatier, die an der Stelle aufgehängt waren, die heute noch „Die Horatier-Speere“ heißt, und sagte: „Mitbürger, könnt ihr es mit ansehen, daß dieser Mann da, den ihr eben noch beutegeschmückt als triumphierenden Sieger habt einherschreiten sehen, an eine Gabel gebunden und gegeißelt und gefoltert wird? Ein so schmähhliches Schauspiel könnten kaum Albaneraugen ertragen. (11) Geh, Lictor, binde die Hände, die eben erst mit Schwert und Schild dem römischen Volk die Herrschaft gewonnen haben! Geh, verhülle dem Befreier dieser Stadt das Haupt! Hänge ihn an den Baum des Unheils! Geißle ihn entweder innerhalb des Pomeriums – dann aber bei diesen Speeren und den anderen erbeuteten Waffen der Feinde – oder außerhalb des Pomeriums – dann aber bei den Gräbern der Curiatier! Denn wohin könnt ihr diesen jungen Mann bringen, wo ihn nicht der Glanz seiner Taten vor einer so grauenhaften Bestrafung schützte?“ Das Volk konnte die Tränen des Vaters und die Haltung des Sohnes, die sich in jeder Gefahr gleich blieb, nicht ertragen, und man sprach ihn frei, mehr aus Bewunderung für seine Tapferkeit als aufgrund der Rechtslage.

Es ist also vor allem der pathosgeladene Auftritt eines Vaters, der nichts unversucht läßt, um wenigstens sein letztes Kind am Leben zu erhalten, der den Ausschlag für den Freispruch gibt, nicht die Billigung der Tat durch die Zeitgenossen. Mit dieser auf die emotionalen Umstände der Verhandlung abhebenden Erklärung und der ebenfalls ambivalenten Beschreibung der sich anschließenden Sühnerituale²⁸ wird die Bewertung des Ehrenmordes als solchem aber gerade offengelassen und der Leser in besonderer Weise dazu aufgefordert, sich selbst eine Meinung zu bilden:²⁹ Wie hätten Sie entschieden? Das ist die

²⁸ Vgl. Liv. 26,12-14.

²⁹ Vgl. Solodow 1979, v.a. 260: „It seems to me a final and not insignificant measure of Livy’s greatness that on occasion, when the material warrants it, he is capable of suspending judgment altogether. This is what he does in the story of Horatius. Refusing either to condemn or to approve, he lays before his readers a moral problem which they must resolve themselves.“ u. Oakley 2010,

Frage, die uns hier vom Text gestellt wird. Zusätzlich zu diesem Effekt, der sich vielleicht mit einer modernen Gerichtsshow vergleichen lässt, werden wir hier aber noch dazu eingeladen, darüber zu nachzudenken, ob wir unser Urteil unter den gleichen Bedingungen wie die Zuhörer in der Volksversammlung fällen: Stehen wir als Leser doch weniger unter dem Eindruck der performativen Präsenz des Vaters. Jedenfalls wird erneut nicht nur der Unterhaltungsfaktor gesteigert, sondern auch der Lerneffekt erhöht, wenn die Rezipienten auf diese Weise aus ihrer passiven Zuschauerrolle herausgeholt und zur eigenen Urteilsfindung aufgefordert werden. Genau diese Leseraktivierung gehört – wie gesagt – auch an vielen anderen Stellen zu den Zielen von Livius’ Art, Geschichte zu präsentieren.

Oder anders gesagt: Mir scheint es ihm häufiger darum zu gehen, den Leser zum Nachdenken darüber zu bringen, was denn eigentlich richtiges und falsches Verhalten ist, als ihm einfache Beispiele und Musterlösungen an die Hand zu geben. Ja, es lassen sich in seinem umfangreichen Werk auch sozusagen gebrauchsfertige *exempla* finden, aber wenn man sich mal tatsächlich auf die Suche begibt, wird man feststellen, dass viele von ihnen entweder explizit oder durch ihren Kontext oder zwischen den Zeilen problematisiert und in Frage gestellt werden. Das geschieht nicht immer wie hier in der Form einer geradezu ausufernd beschriebenen Gerichtsverhandlung, die dadurch nicht weniger Gewicht erhält als der Stellvertreterdreikampf selbst. Aber Livius formt sich seine Leser auch im Laufe der Lektüre, worauf man lange Zeit wenig geachtet hat, besteht die übliche Rezeptionsweise seines Werkes doch – wie man ehrlicherweise sagen muss, auch an den Universitäten und in der Wissenschaft – nicht vorrangig im Lesen von Anfang bis Ende, sondern im Nachschlagen von einzelnen Stellen, die dann als Zitat oder als historischer Quellenbeleg gelegentlich auch aus ihrem Zusammenhang gerissen werden. Einer relativ früh im Werk geschilderten Episode wie dieser kann also durchaus ein Modellcharakter zukommen, der uns dazu bringen soll, das nächste Mal besonders hellhörig zu werden, nicht zuletzt, wenn jemand sein eigenes Handeln selbst als zukünftiges *exemplum* deklariert.

Ich bin damit am Ende meines Textbeispiels und möchte ein kurzes Zwischenfazit ziehen, bevor ich mich abschließend noch an einer forschungsgeschichtlichen Einordnung versuchen möchte. Vereinfachend zugespitzt: Die Art, wie Livius die Geschichte der Horatier und Curiatier erzählt, ist in hohem Maße charakteristisch generell für seine Präsentation der römischen Vergangenheit in *ab urbe condita*. Dabei geht es ihm zentral darum, den Leser in die Ereignisse zu involvieren, und

137: „The ambiguity of Horatius’ case, and Livy’s refusal to let his narrative voice draw an easy conclusion from it, shows that his moralizing is often more subtle than that of which he was once given credit.“

zwar weil dieses Engagement den Reiz der Lektüre erhöhen und zugleich das Verständnis der historischen Vorgänge in ihrer Vielschichtigkeit steigern kann. Einfache *exempla* als direkte Appelle, wie der Leser sein eigenes Verhalten ausrichten soll, haben in der römischen Kultur sicherlich eine wichtige Rolle gespielt, wie es Matthew Roller und Rebecca Langlands in zwei umfassenden Monographien eindrucksvoll in Erinnerung gerufen haben,³⁰ und sie mögen auch dem Geschichtsbild des *princeps* entsprochen haben (wie das *Forum Augustum* zeigt oder die von Sueton überlieferte Anekdote, dass er hohen Funktionsträgern gerne Exzerpte mit *exempla* aus seiner Historikerlektüre zukommen ließ).³¹ Gerade gegen solche Formen der Vereinfachung und der Instrumentalisierung von Geschichte scheint Livius aber anzuschreiben. Dabei betont er einerseits die Komplexität und daher die Ungewissheit jeder historischen Überlieferung und andererseits die verschiedenen möglichen Sichtweisen, unter anderem auch die derjenigen, die das Geschehen vor allem als Opfer erleiden, wie in unserem Fall der Schwester der Horatier. Dieser Gedanke findet sich – daran sei noch einmal erinnert – auch bei David, der das künftige Leid der Schwester bereits in der Schwurszene zum Ausdruck gebracht hat. Auf einer Version des gleichen Sujets, die er zwei Jahre seinen Schüler Anne-Louis Girodet-Trioson anfertigen ließ und die sich heute im Toledo Museum of Art (Toledo, Ohio, USA) befindet, ist dieser Gedanke sogar noch einmal gesteigert, jedenfalls wenn man die Spindel, die ihren Händen entglitten ist und auf dem Boden vor ihren Füßen liegt, als einen Vorverweis auf jenen Kriegsmantel versteht, den sie laut Livius für ihren Verlobten gewebt hatte und dessen Anblick dann letztlich zu ihrem Tod von der Hand des eigenen Bruders führen wird.

Das Historien Gemälde, das uns als Einstieg gedient hatte, leitet jetzt auch zum letzten Teil über, in dem ich kurz darlegen möchte, was meiner Ansicht nach die rezeptionsgeschichtlichen und sozusagen forschungspolitischen Gründe dafür sind, warum Livius lange Zeit so anders gelesen wurde. Ich kann das auch deswegen nur skizzieren, weil ich mich damit noch nicht systematisch beschäftigt habe.³² Meine Vermutung wäre jedoch die folgende: In der Zeit vom späten 18. bis ins frühe 20. Jh. hat man sich angesichts des – nicht zuletzt militärischen – Kräftemessens der europäischen Nationalstaaten vor allem für die Aspekte der römischen Geschichte interessiert, die für die Herausforderungen der eigenen Gegenwart relevant und anschlussfähig waren. Das zeigt sich in der Kunst wie bei David ebenso wie in den Lehrplänen des sog. Wilhelminischen Gymnasiums. Böse Zungen mögen mutmaßen, dass man schon damals um den Fortbestand der

³⁰ Vgl. Langlands 2018 u. Roller 2018 sowie ferner z.B. Bücher 2006.

³¹ Vgl. Sueton, Augustus 89.

³² Für einen ersten Versuch vgl. Pausch 2023.

Alten Sprache fürchtete und angesichts der Verdrängung durch andere Fächer ihre Bedeutung für die damalige Gegenwart hervorheben wollte. Aber auch davon abgesehen ist es legitim, Fragestellungen der eigenen Zeit in die Beschäftigung mit antiken Texten einfließen zu lassen – in meinen Augen wäre vielmehr das Gegenteil erstaunlich und erklärungsbedürftig. Eine rein antiquarische Beschäftigung mit vergangenen Epochen ist zwar möglich, kommt aber seltener vor, als man denkt, und zwar auch ohne äußeren Druck oder Anreize wie Forschungsgelder.

Dass eine solche Engführung auf die *exempla* zur Vermittlung von gesellschaftlich nützlichen Verhaltensweisen bei der Auseinandersetzung mit Livius' Geschichtswerk so gut funktioniert, hängt sicherlich auch damit zusammen, dass selbst die erhaltenen Bücher so umfangreich und in sich verschieden sind, dass es gar nicht so einfach ist, ihren Charakter oder gar ihre Aussage auf einen Punkt bringen. Dazu kommt der Umstand, dass Livius – im Unterschied zu anderen antiken Historikern wie zum Beispiel Polybios – nicht dazu neigt, seine Botschaft explizit und in Form auktorialer Kommentare zu benennen, sondern zumeist die Erzählung selbst wirken lässt, was aber immer auch ein gewisses Maß an Freiraum für die Interpretation mit sich bringt. Man könnte auch sagen, er hält sich an eine der ersten Regeln, die man auch heute noch für literarisches Schreiben beigebracht bekommt, man solle die entscheidenden Dinge als Teil der Handlung zeigen, nicht erklären: Show, don't tell! Überhaupt weist die Geschichtsschreibung der Antike ja mit Blick auf ihre sprachlichen Mittel eine große Nähe zu dem auf, was wir unter einem historischen Roman verstehen würden. Livius gehört sicherlich zu den Autoren, die diese darstellerischen Möglichkeiten am weitreichendsten und überzeugendsten ausgeschöpft haben.

Genau das, das Herausarbeiten seiner Qualitäten als Schriftsteller war auch das Hauptanliegen der Forschung seit der Mitte des 20. Jh., womit man ihn – jedenfalls auf philologischer Seite – sozusagen von dem Vorwurf freisprechen wollte, nebenbei noch Historiker zu sein zu müssen.³³ Demgegenüber hat sich in den 90er Jahren, wie schon angedeutet, eine Sichtweise verstärkt zu Wort gemeldet, die beides wieder miteinander verbindet und – vereinfachend gesagt – die These vertritt, dass Livius seine literarischen Mittel nicht zuletzt dazu einsetzt, seinen Lesern – wenn auch primär zwischen den Zeilen – ein bestimmtes Bild vom richtigen Umgang mit Geschichte zu vermitteln. Dabei werden vor allem die kritischen Aspekte betont und *ab urbe condita* dann geradezu als ein Lehrgang in

³³ Vgl. z.B. Burk 1934 (²1964) u. Luce 1977.

methodischer Skepsis gegenüber der historischen Überlieferung und vor allem gegenüber ihrer geschichtspolitischen Instrumentalisierung verstanden.

Zu diesem Ansatz habe ich mich bei der Interpretation der Stelle oben bereits verschiedentlich bekannt und ich bleibe natürlich auch dabei. Gleichwohl drängt sich der Gedanke auf, dass wir es hierbei nun wiederum mit einem in hohem Maße den Wunschvorstellungen unserer eigenen Zeit entsprechenden Bild von Livius zu tun haben: Nicht nur, dass wir seit dem *linguistic turn* großen Wert darauflegen, dass jede Vorstellung von der Vergangenheit von ihrer sprachlichen Vermittlung mitbestimmt wird, sondern auch das Problematisieren und Hinterfragen einfacher Wahrheiten entspricht ziemlich genau unserem Ideal von Geschichtsschreibung. Auch wenn es also Gründe geben könnte, diesem sozusagen postmodernen Wunschbild zu misstrauen, glaube ich dennoch, dass es auch nach der gründlichen Reflektion der eigenen Position Bestand haben kann, und zwar nicht zuletzt, weil es seine Bestätigung an vielen Stellen im Text selbst findet. Eine Überwindung der traditionellen Engführung auf die *exempla* ist daher in meinen Augen kein Akt der Beliebigkeit, sondern eine notwendige Aktualisierung der Perspektive, wie sie für die Rezeption antiker Autoren generell typisch ist und sich anhand von Livius' Geschichtswerk sogar besonders gut beobachten und historisch erklären lässt: Dass seine enge Verbindung mit den *exempla* uns so evident vorkommt, hat jedenfalls nicht zuletzt damit zu tun, dass wir sie schon so oft gehört haben, vielleicht ohne uns klar zu machen, dass auch diese Deutung in ihrer Entstehung nicht frei von zeitgenössischen Interessen war. Ebenso wenig wie die aktuellere in unserer Zeit, auch wenn ich persönlich doch die Hoffnung hege, dass sich aus dem kritischen Vergleich der verschiedenen Ansätze am Ende eine Verbesserung ergeben kann.

Auch wenn Livius heute kaum noch als tumber Lobredner römischer Tugenden und Herold der augusteischen Restauration gelesen und die Beschäftigung mit seinen Heldenfiguren etwa dazu genutzt wird, im Unterricht generell über die Bedeutung und die Berechtigung von Vorbildern nachzudenken, ist der einseitige Fokus auf *exempla* doch noch nicht überwunden. Eine stärkere Berücksichtigung seiner multiperspektivischen Präsentationsweise würde aber die Möglichkeit bieten, die Lektüre mit generellen Überlegungen zur Hervorbringung und Instrumentalisierung von Geschichtsbildern zu verbinden. Eine Fokussierung gerade auf die skeptischen Aspekte der Geschichtsdarstellung in Livius' *ab urbe condita* würde daher in meinen Augen nicht nur dem antiken Werk gerechter werden, sondern hätte tatsächlich auch uns heute viel mehr zu sagen.

Literatur:

- Daniel ALBRECHT, Hegemoniale Männlichkeit bei Titus Livius, Heidelberg 2016.
- Richard A. BAUMANN, The Duumviri in the Roman Criminal Law and in the Horatius Legend, Wiesbaden 1969.
- Hans BECK u. Uwe WALTER, Die frühen römischen Historiker. Band 1: Von Fabius Pictor bis Cn. Gellius, Darmstadt 2001.
- Frank BÜCHER, Verargumentierte Geschichte. *Exempla Romana* im politischen Diskurs der späten römischen Republik, Stuttgart 2006
- Erich BURCK, Die Erzählkunst des T. Livius, Berlin ²1964 [¹1934].
- Jane D. CHAPLIN, Livy's Exemplary History, Oxford 2000.
- Annika DOMAINKO, Uncertainty in Livy and Velleius. Time, Hermeneutics and Roman Historiography, München 2018.
- Georges DUMÉZIL, Horace et les Curiaces, Paris 1942.
- Andrew FELDHERR, Spectacle and Society in Livy's History, Berkeley 1998.
- Jutta FRIES, Der Zweikampf. Historische und literarische Aspekte seiner Darstellung bei T. Livius, Königstein 1985.
- Hans Jürgen HILLEN, T. Livius – Römische Geschichte. Buch I-III, Düsseldorf ⁴2007 (¹1987).
- Tim HELMKE, Exemplarisches Krisenwissen. Gender in Narrativ und Narration des frühen Prinzipats, Göttingen 2023.
- Mary JAEGER, Livy's written Rome, Ann Arbor 1997 (²2009).
- Peter KEEGAN, Livy's Women: Crisis, Resolution, and the Female in Rome's Foundation History, New York 2021.
- Ioannis M. KONSTANTAKOS u. Vasileios LIOTSAKIS (Hgg.), Suspense in Ancient Greek Literature, Berlin 2021.
- Barbara KOWALEWSKI, Frauengestalten im Geschichtswerk des T. Livius, München 2002.
- Rebecca LANGLANDS, Exemplary ethics in ancient Rome, Cambridge 2018.
- David S. LEVENE, Livy: the Fragments and Periochae. Volume II: Periochae 1-45. Oxford 2024.
- James T. LUCE, Livy. The Composition of his History, Princeton 1977.
- Gary B. MILES, Livy: Reconstructing Early Rome, Ithaca 1995.
- Stephen P. OAKLEY, Dionysius of Halicarnassus and Livy on the Horatii and the Curiatii, in: Christina S. KRAUS et al. (Hgg.), Ancient Historiography and its Contexts: Studies in Honour of A. J. Woodman, Oxford 2010, 118-138.
- R.M. OGILVIE, A Commentary on Livy. Books 1-5, Oxford 1965.
- R.M. OGILVIE, Titi Livi ab urbe condita, Bd. 1, Bücher 1-5, Oxford 1974.
- Dennis PAUSCH, Der aitiologische Romulus. Historisches Interesse und literarische Form in Livius' Darstellung der Königszeit, in: Hermes 136 (2008), 38-60.
- DERS., Livius und der Leser. Narrative Strukturen in *ab urbe condita*, München 2011.
- DERS., Art.: Livius, in: Stefan KIPF u. Markus SCHAUER (Hgg.), Fachlexikon zum Latein- und Griechischunterricht, Tübingen 2023, 492-501.
- Miguel Ángel RODRÍGUEZ HORRILLO, La leyenda de los Horacias, in: Habis 41 (2010), 65-83.
- Elina PYY, The Horatii Legend and the Ambivalence of Youthful Heroism, in: Katariina MUSTAKALLIO u. Jussi HANSKA (Hgg.), Agents and Objects: Children in Pre-Modern Europe, Rom 2015, 39-55.
- Matthew B. ROLLER, Models from the past in Roman culture: A world of exempla, Cambridge 2018.
- Joseph B. SOLODOW, Livy and the Story of Horatius, 1.24-26, in: Transactions and Proceedings of the American Philological Association 109 (1979), 251-268.

Alan WATSON, The Death of Horatia, in: *Classical Quarterly* 29 (1979), 436-447.

Martin M. WINKLER, *The Roman Salute. Cinema, History, Ideology*, Columbus 2009.

Johannes ZENK, *Die Anfänge Roms erzählen. Zur literarischen Technik in der ersten Pentade von Livius' ab urbe condita*, Berlin 2021.

en

Bernhard Zimmermann (Freiburg)

Erkenne dich selbst. Zu Sophokles, *Antigone* und *König Oidipus*

Bei keinem anderen der drei attischen Tragiker des 5. Jahrhunderts, bei Aischylos, Sophokles und Euripides, ist das Verhältnis zwischen dem, was aus dem Œuvre erhalten ist, und dem Verlorenen derart ungünstig wie bei Sophokles. Von den wahrscheinlich 113 Dramen, mit denen er im Dionysostheater in Athen zum Wettstreit der Tragiker antrat, sind gerade sieben auf dem Weg der handschriftlichen Überlieferung erhalten. Angesichts dieses Missverhältnisses zwischen Erhaltenem und Verlorenem sind deshalb Formulierungen wie „Dies ist typisch sophokleisch“ methodisch äußerst fragwürdig, zumal auch nur zwei der sieben erhaltenen Tragödien datiert sind: der *Philoktet* auf das Jahr 409 und der *Oidipus auf Kolonos*, der postum nach Ende des Peloponnesischen Krieges zur Aufführung kam. Selbst über die relative Datierung der anderen fünf Stücke herrscht in der philologischen Forschung keine Einigkeit. Es ist allerdings nicht zu bestreiten, dass sich in den sieben erhaltenen Stücken Ähnlichkeiten in der Charakterisierungstechnik oder bei gewissen Leitmotiven ausmachen lassen, so dass es durchaus möglich ist, die Tragödien unter bestimmten Gesichtspunkten vergleichend zu betrachten.

Einen Zugang zu Sophokles' Werk bietet ein bei Plutarch (*Über Fortschritte in der Tugend* 7, 79B) belegtes Selbstzeugnis des Dichters. Seine Entwicklung als Dichter habe sich in drei Stufen vollzogen: Zuerst habe er sich aus der Abhängigkeit von Aischylos befreit, sodann das Herbe und Gekünstelte seiner eigenen Art abgelegt, bis er schließlich zu einer Sprachform gefunden habe, die am charakteristischsten, das heißt, die dem Charakter der handelnden Personen am angemessensten sei. Bereits die Zeitgenossen – ein Zeugnis sind die *Frösche* des Aristophanes, aufgeführt wenige Monate nach Sophokles' Tod im Februar/März des Jahres 405 – sahen die Nähe, die Berührungspunkte der tragischen Konzeption von Sophokles und Aischylos. So erhebt in den *Fröschen* Sophokles, in der Unterwelt angekommen, im Gegensatz zu Euripides, der Anfang 406 verstarb, keinen Anspruch auf den Thron der tragischen Muse, den Aischylos innehat, sondern erweist dem Altmeister seine Reverenz (786-789), und als Aischylos am Ende der Komödie von dem Theatergott Dionysos hinauf in die Welt der Lebenden genommen wird, um den Athenern durch seinen Rat zu nutzen, ernennt er Sophokles zu seinem Statthalter in der Unterwelt (1515-1519).

Das Selbstzeugnis über seine Entwicklung als Dichter, die Sophokles als eine behutsame Emanzipation von Aischylos beschreibt, lässt sich bei der Interpretation der Tragödien nachvollziehen: Während bei Aischylos der Mensch in seinem Verhältnis zu Gott, das Wechselspiel von menschlicher Schuld und göttlicher

Vergeltung und im Rahmen einer großangelegten Theodizee die Frage nach dem Sinn von Sühne und menschlichem Leid im Zentrum stehen, lenkt Sophokles zunächst den Blick auf Menschen in Extremsituationen: Bedingt durch das Exzeptionelle ihres Schicksals entfaltet sich, ausgelöst durch äußeren Druck, der außergewöhnliche Charakter einer Antigone, einer Elektra, eines Aias, Oidipus oder Philoktet. Die Überzeugung, das Rechte zu tun, treibt sie zum Handeln, lässt sie taub gegen Kritik und Einwände werden, auch wenn sie gut gemeint sind. Aufgrund ihrer Persönlichkeitsstruktur können sie nicht anders. Sie sind autonome Persönlichkeiten, die, unabhängig von der Meinung der Umwelt, nach ihren eigenen Gesetzen leben und allein die Konsequenzen ihres Verhaltens tragen, ja, jede wohlgemeinte Hilfe wie im Falle Antigones oder Elektras schroff zurückweisen. Der Chor in der *Antigone* bringt im Dialog mit der tragischen Heldin diese Persönlichkeitsstruktur der sophokleischen Protagonisten auf den Punkt (821f.): „Nach deinen eigenen Gesetzen, autonom lebend, wirst du nun allein in die Unterwelt hinabgehen.“ Und wenig später (875): „Dir hat deine selbstgewählte charakterliche Disposition (αὐτόγνωτος ὄργῃ) den Untergang gebracht.“ Das Wort, das diese Konzeption am besten beschreibt, ist ἀθάδια, gebildet aus αὐτός und ἀνάων. Das Wort beschreibt eine Person, die sich an sich selbst freut, die sich – und dies eher im negativen Sinne – selbst genügt.

Die Kompromisslosigkeit der sophokleischen Protagonisten grenzt häufig an ein monomanes Verhalten, bisweilen überschreitet sie sogar die Grenze zur Monomanie. Aias ist – darin Philoktet vergleichbar – unerbittlich in seinem Hass auf die griechischen Heerführer Agamemnon und Menelaos, wie Elektras einziger Lebensinhalt der Hass gegen die Mutter Klytimestra und Aigisth ist. Aias ist wie Elektra unerbittlich gegen sich selbst, da er sich entehrt fühlt. Nur der Tod bleibt ihm, um die Schmach zu tilgen; Elektra sucht geradezu die Demütigung, um ihren Hass glühend zu halten. Ähnlich monoman ist Oidipus in seinem Trieb, die Wahrheit aufzudecken. Neben dieser Ausschließlichkeit, neben dieser Monomanie verblassen die sozialen Beziehungen und Pflichten. Aias lässt seine Familie und seine Soldaten ohne Schutz allein vor Troja zurück, Oidipus treibt Iokaste in den Tod, Antigone und Elektra verweigern sich dem Zuspruch ihrer Schwestern Ismene und Chrysothemis, Philoktet nimmt billigend den Tod vieler Griechen vor Troja in Kauf, auch derer, die an seinem Leid keine Schuld tragen. Eng verwandt mit dieser Kompromisslosigkeit ist die Überzeugung der sophokleischen Helden, den Willen der Götter erkennen, deuten oder gar zurechtbiegen zu können.

Bei derartigen kompromisslosen, autonomen, selbstbestimmten Charakteren nimmt es nicht Wunder, dass ein zentrales, die sieben Stücke verbindendes Thema die Selbsteinschätzung der Protagonisten und ihre Erkenntnisfähigkeit ist. Im Zentrum steht die Frage, wie der Mensch die Welt sieht und versteht. Im *Aias* wird dies im Verhalten Tekmessas vorgeführt. Kaum hat Aias die Bühne verlas-

sen, um zu sterben, berichtet ein Bote von einem Orakel des Sehers Kalchas (748-761): Nur diesen einen Tag dürfe Aias sein Zelt nicht verlassen; nur heute werde er von dem Zorn der Göttin Athena verfolgt. Das Orakel kommt zu spät; dieses ‚zu spät‘ ist das Schlüsselwort, das wir auch in den *Trachinierinnen* und in der *Antigone* wieder finden werden. Und trotzdem, obwohl der Wortlaut des Seherspruchs eindeutig eine Rettung von Aias ausschließt, da er das Zelt bereits verlassen hat, ordnet Tekmessa an, unverzüglich nach ihrem Mann zu suchen. Zwar ist das Schicksal des Helden besiegelt, trotzdem sieht sie einen Hoffnungsschimmer. Sie versteht von dem Orakel, das den Tod des Aias als feststehenden Sachverhalt verkündet, wenn er denn an diesem Tag das Zelt verlassen sollte, nur das, was sie verstehen will, nämlich dass er zu retten sei, ohne die Voraussetzung der Rettung wahrzunehmen, die das Orakel deutlich verkündet. Obwohl also Gott den Menschen in aller Deutlichkeit in Orakeln oder Sprüchen der Seher seinen Willen kundtut, liegt es in der Natur des Menschen, der in seinem Denken von dem ‚Prinzip Hoffnung‘ getrieben wird, dass der Mensch nur partiell die Wahrheit zur Kenntnis nimmt, dass er nur das hört und versteht, was er hören und verstehen will oder hören und verstehen kann, ohne daran zugrunde zu gehen. Folge dieser anthropologischen Konstante ist, dass der Mensch sich anmaßt, den Willen der Götter, das ihm geweissagte Schicksal nach seinem Hoffnungsdenken zu interpretieren oder gar zurechtzubiegen – in der Meinung und Hoffnung, er könne durch sein Handeln und Denken das unabwendbare Schicksal abwenden. Das zentrale Wort in dieser sophokleischen Konzeption ist Hoffnung, ἐλπίς, das Sophokles in der Nachfolge der hesiodeischen *Werke und Tage* (V. 96) als ambivalentes Gut versteht. In verzweifelten Lagen kann Hoffnung den Menschen am Leben halten, doch, wie der Chor in der *Antigone* singt (611-625):

Hinfort und alle Zukunft, wie es auch früher schon war,
wird folgende Regel Geltung behalten:

Keinem Menschen bleibt ein langes Leben beschieden,
ohne dass Unheil (ἄτη) ihn trifft.

Denn die weit herumschweifende Hoffnung
ist vielen Menschen ein Nutzen,
für viele aber ist sie trügerisch und verleitet zu leichtsinnigen Wünschen.

Über den Ahnungslosen kommt sie,
bis er an Feuersglut den Fuß versengt.

Ein berühmter Ausspruch wurde dereinst
Mit Weisheit getan:

Das Schlechte kann durchaus einmal dem als Gut erscheinen,
dem ein Gott den Verstand in Verblendung (ἄτη) treibt.

Die wenigste Zeit ist der dann ohne Unheil (ἄτη). (Übersetzung nach W. Willige)

Diese im Chorlied der *Antigone* gnomisch geäußerte Überzeugung dramatisiert Sophokles im *König Oidipus*. Exemplarisch führt er an der Person des Oidipus vor, wie nicht irgendein Mensch, sondern der klügste von allen, ein Mensch, der voller Stolz auf seine Intelligenz verweist, verfangen in Hoffnungsdenken, nicht in der Lage ist, die Realität wahrzunehmen, wie sie ist und wie sie ihm der Gott Apollon im Orakel und der Seher Teiresias in deutlichen, nicht verschleierte[n] Worten verkündet haben, sondern die Welt und den göttlichen Willen nach seinem Gutdünken interpretiert.

Der *König Oidipus* setzt zwei Orakelsprüche voraus: den an Laios ergangenen Spruch Apolls, er solle keinen Sohn zeugen, da er durch dessen Hand umkommen werde, und das Oidipus gegebene Orakel des pythischen Gottes, er werde den Vater umbringen und mit der eigenen Mutter Kinder zeugen. Obwohl beide Orakel in aller Klarheit voraussagen, was kommen wird, meint Laios, als er doch einen Sohn zeugt, meint Oidipus, dass sie durch ihr Verhalten dem geweissagten Geschick aus dem Weg gehen könnten – Laios, indem er das Kind auf dem Kithairongebirge aussetzen lässt, Oidipus, indem er nicht in die vermeintliche Heimat Korinth zurückkehrt, sondern die entgegengesetzte Richtung einschlägt, obwohl er doch aus Zweifel gerade darüber, ob das korinthische Königspaar seine wirklichen Eltern sei, sich nach Delphi aufgemacht hatte. Ἐλπίς, Hoffnung, die zu ἄτη, Verblendung, führt, dominiert also die Vorgeschichte der Tragödie. Wie ἐλπίς und ἄτη einen Menschen, den klügsten wohlgerneht, in den Untergang stürzen, führt der *König Oidipus* vor.

Das dritte Orakel, das zu Beginn der Tragödie Kreon, Oidipus' Schwager, aus Delphi bringt, wirkt als Katalysator des Erkenntnisprozesses, des apollinischen „Erkenne dich selbst!“. Um der Pest, die Theben belaste, Herr zu werden, müsse der Mörder des alten König Laios aus dem Land vertrieben werden, da er eine unerträgliche Besudelung (μίασμα) für Theben darstelle (95-98). Im Folgenden betreibt Sophokles ein brillantes Spiel mit der tragischen Ironie, dem Wissensvorsprung der Zuschauer, die den Mythos kennen, und dem eingeschränkten, verblendeten Wissen des Protagonisten. Besonders deutlich wird dies zum Beispiel in den Versen 103-105: Kreon berichtet von Laios, der früher das Land regiert habe, und Oidipus antwortet darauf: „Vom Hören weiß ich dies; gesehen hab' ich ihn nie!“ Die Suche nach dem Mörder des Laios wird durch die bewusste Falschinformation des einzigen Überlebenden in eine andere Richtung gelenkt. Über die Identität dieses Augenzeugen fällt kein einziges Wort – erst später, am Höhepunkt des Dramas, wird sie enthüllt. Auch Oidipus denkt nicht daran, ihn zu befragen. Dieser Überlebende hatte, wie Kreon berichtet, über die Ermordung des Laios folgendes gemeldet, dass mehrere Räuber, nicht nur ein einziger, den König erschlagen hätten (122f.). In seiner Antwort wechselt Oidipus in den Singular („der Räuber“) und nähert sich damit, ohne es zu ahnen, zum

ersten Mal der Wahrheit an (124f.). Dieser zunächst nebenbei geäußerte Gedanke, ein einzelner Täter, der von einflussreichen Kreisen in Theben bestochen worden sei, von seinem Schwager Kreon, von dem Seher Teiresias, setzt sich wie eine Wahnidee in Oidipus fest und zwingt ihn dazu, wie dies Kreon in der *Antigone* in ähnlicher Weise widerfährt, überall Intrigen und gegen ihn gerichtete Umsturzversuche zu wittern. So erhält auch die Äußerung des Oidipus in den Versen 120f. eine ironische Färbung:

Eines kann uns wohl zu vielem hinführen,

Wenn man einen kleinen Lichtschimmer der Hoffnung sehen kann.

Hoffnung, durch Hoffnungen blockiertes Denken, hindert letztendlich den Menschen daran, die offen zu Tage liegende Wahrheit zu erkennen. Das Umkreisen oder – besser gesagt – das systematische Einkreisen der Wahrheit wird im ersten Epeisodion mit tragischer Ironie vorangetrieben. In seiner offiziellen Proklamation (216ff.), in der Oidipus zur Suche nach dem Mörder des Laios aufruft, bleibt er beim Singular und fordert dazu auf, ihm unverzüglich den Täter, sei es auch ein Fremder, anzuzeigen (230f.). Der Chorführer jedoch bringt eine neue Variante ins Spiel (292f.), die, ohne dass dies den Beteiligten klar ist, wieder einen Schritt näher an die Wahrheit führt. Er schlägt vor, den Seher Teiresias zu befragen; nur von ihm könne man sichere Kunde erhalten. Alles andere seien doch nur vage Aussagen, wie es zum Mord an Laios gekommen sei. Als Oidipus insistiert, wie denn diese Informationen lauteten, bemerkt der Chorführer nebenbei, dass es damals geheißsen habe, König Laios sei von irgendwelchen *Reisenden* ermordet worden.

Auch in der *Antigone* treffen wir auf eine vergleichbare Teiresias-Szene. In der *Antigone* wird Kreon erst, als es zu spät ist, durch den Seher Teiresias sein verhängnisvolles Handeln deutlich gemacht. Im *König Oidipus* spricht Teiresias bereits im ersten Epeisodion die schreckliche Wahrheit aus. Von Oidipus als Ratgeber gerufen, windet er sich zunächst, da er, der Seher, natürlich den Täter kennt. Erst als der König in seiner Wahnidee, dass der Täter von thebanischen Aufrührern bestochen worden sei, auch den Seher der Komplizenschaft beschuldigt, bricht Teiresias sein Schweigen und schleudert ihm die ganze schreckliche Wahrheit ins Gesicht: Er selbst, Oidipus, der angebliche Retter der Stadt, trage an all dem Leid die alleinige Schuld; er habe König Laios, seinen Vater, erschlagen und mit seiner Mutter Iokaste, die zugleich seine Frau sei, Kinder gezeugt; er allein sei die unerträgliche Befleckung (μίασμα), die auf der Stadt Theben laste (345-353).

Im folgenden Zusammentreffen mit seinem Schwager Kreon gleitet Oidipus immer mehr in seine Wahnvorstellung, in sein Scheinwissen ab, das für ihn zur Realität zu werden droht (532ff.). Nicht die Verbannung, sogar den Tod droht er

Kreon an, der für ihn hinter all den Machenschaften steckt (623). Am Höhepunkt der Auseinandersetzung tritt Iokaste aus dem Palast, um den Streit zwischen Mann und Bruder zu schlichten (634). Sie erreicht zunächst, dass Oidipus ihren Bruder nur verbannt, bevor sie die Ursache des ganzen Streites erfährt. Oidipus wiederholt noch einmal seine Konstruktion des gegen ihn geschmiedeten Komplotts. Erleichtert antwortet Iokaste, dies sei ein erneuter Beweis für die Unzuverlässigkeit der Orakel. Denn vor Jahren habe der Gott Apollon auch Laios geweissagt, er werde durch die Hand seines Sohnes umkommen. Aber den Sohn habe man drei Tage nach seiner Geburt mit durchbohrten Fersen im Gebirge ausgesetzt, wo er umgekommen sei, und Laios sei, wie man sagt, von fremden, unbekanntem Räubern an einem Dreiweg erschlagen worden (715f.). Die nur nebenbei gemachte Bemerkung „an einem Dreiweg“ stürzt Oidipus in höchste Beunruhigung. Wie Herakles in den *Trachinierinnen* durch ein einziges Wort, durch die zufällige Erwähnung des Kentauren Nessos (1141), auf die Wahrheit gestoßen wird, so zerreißt auch im *König Oidipus* das Stichwort Dreiweg den Vorhang des Scheins, der das Denken des Oidipus verhüllte. In der Manier eines Untersuchungsrichters insistiert Oidipus auf dem Indiz Dreiweg (726ff.) und kommt dabei der Wahrheit immer näher. Als er hört, dass Laios von fünf Männern begleitet gewesen sei (752f.), bricht es aus ihm heraus (754): „Weh mir, nun ist all dies mir klar!“

Der überlebende Augenzeuge, der sich aufs Land zurückgezogen hat, soll die endgültige Aufklärung bringen. Der beunruhigten Iokaste legt Oidipus die Gründe seiner Sorge dar, er erzählt ihr die korinthische Vorgeschichte und das an ihn ergangene delphische Orakel. Bleibe der Augenzeuge bei seiner früheren Aussage, dass Laios von einer Räuberschar umgebracht worden sei, sei er gerettet (842ff.). Iokaste betont, selbst wenn der Hirte dies nicht bestätigen sollte, könne man ganz und gar beruhigt sein, da doch das Orakel vorausgesagt habe, dass Laios durch die Hand seines Sohnes hätte umgebracht werden müssen. Und der sei schon lange vor seinem Vater ums Leben gekommen.

Der Dialog zwischen Iokaste und Oidipus treibt das Thema der Erkenntnisfähigkeit des Menschen auf die Spitze. Oidipus entschwinden nach und nach sämtliche feste Stützen. Aufgrund der Beschreibung des Laios, die Iokaste ihm gibt, und wegen der Zahl der Begleiter des alten Königs hat Oidipus sich bereits in Vers 754 als Schuldigen erkannt, doch nur für einen kurzen Augenblick. Nun klammert er sich an die letzte Hoffnung, an die bevorstehende Aussage des Überlebenden und an den Plural ‚Räuber‘. Iokaste ihrerseits führt eine wahre Argumentationsakrobatik vor, um die schreckliche Wahrheit nicht akzeptieren zu müssen. Zunächst versucht sie, durch den Hinweis auf die hinlänglich bewiesene Unzuverlässigkeit der Orakel die Prophezeiung des Teiresias zu entkräften und Oidipus zu beruhigen: Alle Fakten würden gegen die Orakel sprechen. Am Ende

des Dialogs jedoch verwendet sie die Orakel plötzlich als positives Argument, um die Aussagekraft der Fakten zu widerlegen.

Die folgende kurze Szene (911ff.) stellt eine Retardierung vor der Katastrophe dar. Ein Bote aus Korinth meldet den Tod des Königs Polybos. Oidipus wendet skeptisch ein, noch immer könne der zweite Teil des Orakels, die angedrohte Ehe mit der Mutter, in Erfüllung gehen. Doch diesen Einwand zerstreut der Bote mit dem Hinweis darauf, dass Oidipus gar nicht der Sohn des korinthischen Königspaares, sondern ein Findelkind sei. Der Hirte, der damals Oidipus dem korinthischen Hirten übergab und der zugleich der überlebende Augenzeuge ist, wie sich jetzt erst herausstellt, könne dies bestätigen. Iokaste hat die Wahrheit erkannt, sie kann jedoch Oidipus nicht von der Suche nach seiner Herkunft, die sein Denken befällt, abhalten (1076f.). Schweigend geht sie ab, um sich selbst umzubringen (1075).

Der Höhepunkt der Tragödie ist auf eine kurze Szene komprimiert (1110-1185). Oidipus beginnt das Verhör des Hirten und Augenzeugen durch eine Gegenüberstellung mit dem korinthischen Boten. Der Thebaner, im vollen Wissen von der schrecklichen Wahrheit, ist darauf bedacht, sie zu verschleiern, der Korinther, nichts ahnend, will sie mit aller Gewalt aufdecken, was ihm schließlich auch gelingt (1182). Oidipus bricht mit Worten, die ein Echo auf die erste blitzartige Erkenntnis seiner Schuld in Vers 754 darstellen, in eine verzweifelte Klage aus (1182ff.). Die Suche nach dem Mörder und die Suche nach seiner eigenen Herkunft laufen in einer einzigen schrecklichen Wahrheit zusammen.

Die Handlung der Tragödie macht klar, daß Hoffnung (ἐλπίς) für das menschliche Denken verhängnisvoll ist. Die Suche des Oidipus nach dem Mörder des Laios ist von Anfang an unter dieses Stichwort gestellt; noch deutlicher wird dies dadurch, dass der Chor in seinem Einzugslied die Hoffnung in den Rang einer Gottheit erhebt, sie auf eine Stufe mit Zeus und den anderen olympischen Göttern stellt (158). Hoffnung war es, die Laios verleitete, seinen neugeborenen Sohn im Gebirge auszusetzen, um dem sicheren, ihm von Apollon als unausweichlich vorausgesagten Tod durch die Hand des Sohnes zu entgehen. Hoffnung war es wiederum, die Oidipus zu dem Glauben brachte, er könne dem ihm geweissagten Schicksal entgehen, den Vater umzubringen und seine Mutter zu heiraten. Das dritte, an Kreon ergangene Orakel, mit dem die Tragödie eröffnet wird, wirkt gleichsam als Katalysator, da es die verhängnisvolle Suche nach dem Mörder des Laios und damit nach der Herkunft des Oidipus in Gang setzt. Je weiter Oidipus auf Geheiß des dritten Orakels auf der Suche nach dem Mörder des Laios voranschreitet, desto tiefer dringt er in die Vergangenheit ein, und desto näher kommt er der Wahrheit, die die beiden ersten Orakel verkündeten. Und je mehr er sich der vermeintlichen Rettung und dem, was er für die Wahrheit hält, annähert,

desto näher steht er am Abgrund der Selbsterkenntnis. Sophokles entwirft im *König Oidipus* jedoch auch ein Modell der menschlichen Fähigkeit, zerstörerische Nachrichten zu verdrängen, vor ihnen die Augen zu schließen. Der *König Oidipus* fordert mehr als die anderen sophokleischen Dramen zum Durchspielen von Verhaltensmöglichkeiten des Protagonisten auf: Was soll ein äußerst intelligenter Mensch angesichts solch einer Aussage wie die des delphischen Orakels tun, das in seiner Klarheit keine Deutungsmöglichkeiten lässt? Der Weg, den Oidipus einschlägt, ist wohl eine anthropologische Konstante: zu versuchen, dem Unausweichlichen auszuweichen, mit der Konsequenz, klüger als der Gott sein zu wollen und damit, vor dem religiösen Hintergrund des 5. Jahrhunderts, Hybris, eine anmaßende Grenzüberschreitung, zu begehen. Und dazu kommt im Falle des Oidipus wie bei Aias und Antigone, wie bei Elektra und Philoktet ein Zuviel an Selbstbewußtsein, an *αὔθαδία*, an Emotion, an *ὀργή*, an Hass, die den Menschen das rechte Maß (*σωφροσύνη*) verfehlen lässt und ihn daran hindert, zu sich selbst zu finden (*Γνωθὶ σαυτὸν*), oder gar die Interessen und Gefühle der Mitmenschen zu achten (*Antigone* 355f. *ἄστυνόμοι ὄργαι*).

Die Problematik der menschlichen Erkenntnisfähigkeit führt auf die Besonderheit der Theologie des Sophokles hin. Auf die Frage des Chores in den Versen 1327ff., wie Oidipus es über sich bringen konnte, sich selbst zu blenden, antwortet er (1329-1335):

Apollon, Freunde, Apollon war's,
der dies Schlimme, dies Schlimme vollbracht hat, diese meine Leiden.
Geschlagen aber hat sie kein anderer als ich selbst, ich Unglücklicher.
Denn weshalb sollte ich sehen,
für den es sehend ja nichts Süßes mehr zu sehen gab?

Die pathetische Anklage des Gottes zielt nicht darauf ab, Apollon die Schuld an dem Vergehen des Oidipus zuzuweisen; vielmehr verweist sie darauf, dass der Gott durch sein Orakel – ganz dem delphischen Spruch „Erkenne dich selbst“ entsprechend – den Erkenntnisdrang, das Streben des Oidipus, sich selbst zu erkennen, erst auslöste. Die Verantwortung für die Taten jedoch liegt allein beim Menschen. In Oidipus' Anklage wird die Nähe zur aischylen Theologie deutlich, hinter seinen verzweifelten Worten erklingt die aischylenische Maxime des *πάθει μάθος*, „durch Leiden lernen“. Man kann vielleicht sogar so weit gehen und behaupten, Sophokles habe die Frage danach, wer denn durch das Leid lernen soll, die die Tragödien des Aischylos unbeantwortet lassen, mit Inhalt gefüllt: der Mensch lernt durch sein Leid, er lernt jedoch *zu spät*.

Das Element der göttlichen Gunst (*χάρις*), die ein wesentliches Element in Aischylos' Denken darstellt, wird bei Sophokles in seinem Alterswerk, in dem postum aufgeführten *Oidipus auf Kolonos* von Bedeutung, in dem er es zur

Aussöhnung zwischen Mensch und Gott kommen lässt. Zwar ist auch in diesem Stück von Anfang an das Göttliche durch ein Orakel des Apollon präsent. Doch im Gegensatz zum *König Oidipus* enthält dieses Orakel kein drohendes, unumgängliches Unheil, sondern eine Verheißung, die Aussicht einer göttlichen Gunst. Oidipus hat von Apollon das Orakel erhalten, er werde in Athen, im heiligen Bezirk der Eumeniden im Demos Kolonos (Sophokles' Geburtsort) endlich Ruhe finden. Mit diesem Ort, dem Hain der Eumeniden, verweist Sophokles gleich zu Beginn seiner Tragödie (84ff.) auf das Abschlussstück der *Orestie*, die *Eumeniden*, und damit auf die aischyleische Theologie und Theodizee, vor allem auf das diese Theologie seines großen Vorgängers prägende Element der göttlichen Gunst, die dem Menschen nach viel Leid doch zuteilwerden kann.

Nachdem äußere Gefahren, die das Oidipus vorausgesagte Ende nicht vereiteln, sondern nur verzögern können, durch den athenischen König Theseus und die Bürger von Kolonos erfolgreich abgewehrt sind, verkündet ein Donnerschlag das nahe Ende des Oidipus (1547ff.). Nun, da sein sehnlichst herbeigesehnter Tod naht, bedarf der blinde Greis keiner fremden Hilfe mehr. Sicher führt er den athenischen König Theseus, der Blinde den Sehenden, in den Hain, an den Ort seines Todes (1588ff.). Dort habe ihn, so berichtet ein Bote dem wartenden Chor, die Gottheit zu sich heimgeholt, ihn zu sich gerufen (1627f.):

O du, o du, du Oidipus, was zögern wir
zu gehn? Du hast nun allzu lange schon gesäumt!

Wie Oidipus gestorben ist, bleibt ein Mysterium (1655-1666):

Doch welchen Todes jener starb, das wüsste wohl
kein Sterblicher zu sagen außer Theseus' Mund.
Denn weder hat des Gottes feuersprüh'nder Blitz
ihn weggenommen noch ein Wirbelsturm, der sich
zu dieser Zeit vom Meere her erhoben hat,
ein Götterbote vielmehr war's, vielleicht auch
tat wohlwollend sich das dunkle Tor der Untern auf.
Denn ohne Seufzer, auch von Krankheit nicht geplagt,
ward dieser Mann hinweggenommen, wunderbar
wie sonst kein Mensch. Wem meine Rede töricht scheint:
ich hindre keinen, der mich einen Narren nennt.

(Übersetzung W. Willige)

So bietet das Ende des *Oidipus auf Kolonos* die Lösung der Problematik, die der *König Oidipus* offen ließ. Endete das frühere Oidipus-Drama mit der Selbstblendung, mit der Anklage der Götter durch Oidipus und mit der Erkenntnis, dass die Götter den Menschen undurchschaubar bleiben, führt der *Oidipus auf Kolonos* in dem brüderlichen „wir“, mit dem die Gottheit den Greis zu sich ruft, die Aufhebung des Gegensatzes Gott – Mensch vor. Es gibt eine gütige Gottheit, die

sich des Menschen in seinem Leid erbarmt und den Tod nicht als hartes Schicksal, sondern als Erlösung zuteilwerden lässt. Nun ist Oidipus in der Lage, und zwar nur er, der Blinde, der Gottheit entgegenzugehen, Theseus, der allein bei Oidipus bleiben darf, kann die göttliche Anwesenheit nicht ertragen; er verhüllt sein Antlitz, als sei ihm „ein Bild des Schreckens, unerträglich anzusehn, erschienen“, berichtet der Bote (1651f.) – Verse, zu denen man den Beginn von Rilkes *Erster Duineser Elegie* gleichsam als Kommentar lesen könnte:

Denn das Schöne ist nichts
als des Schrecklichen Anfang, den wir noch grade ertragen,
und wir bewundern es so, weil es gelassen verschmäh,
uns zu zerstören. Ein jeder Engel ist schrecklich.

Einführende Literatur zur griechischen Tragödie und zu Sophokles:

H. DILLER (Hg.), Sophokles, Darmstadt 1967.

H. FLASHAR, Sophokles. Dichter im demokratischen Athen, München 2000.

J. LATA CZ, Einführung in die griechische Tragödie, Göttingen ²2003.

E. LEFÈVRE, Die Unfähigkeit, sich zu erkennen. Sophokles' Tragödien, Leiden – Boston – Köln 2003.

A. LESKY, Die tragische Dichtung der Hellenen, Göttingen ²1972.

A. MARKANTONATOS (Hg.), Brill's companion to Sophocles, Leiden – Boston 2012.

K. REINHARDT, Sophokles, Frankfurt/M. ⁴1976.

G.A. SEECK (Hg.), Das griechische Drama, Darmstadt 1979.

R.P. WINNINGTON-INGRAM, Sophocles. An interpretation, Cambridge 1980.

B. ZIMMERMANN, Europa und die griechische Tragödie, Frankfurt/M. 2000.

B. ZIMMERMANN, Die griechische Tragödie, Stuttgart 2018.

Stefan Faller (Freiburg i.Br.)

Der Gipfel der Unvereinbarkeit: Josef Eberle und die *Brennessel*

Im Rahmen der 22. NeoLatina in Innsbruck gab es am 8. Oktober 2022 auch einen Vortragsblock zum lateinischen Œuvre des gebürtigen Rottenburgers Josef Eberle (1901-1986). In der Diskussion zu einem der Beiträge wurde – sehr zurückhaltend – auch die Frage gestellt: „Josef Eberle soll ja auch Beiträge für eine nationalsozialistische Zeitschrift verfasst haben. Wie soll man mit dieser Information umgehen?“

Die Antwort darauf ist glücklicherweise recht einfach: Man sollte untersuchen, wie diese Behauptung aufkam, und sie widerlegen. Dies soll im Folgenden geleistet werden.

1. Die Grundlagen für die ‚*Brennessel*-Hypothese‘

Eine erste Suche nach den Gründen für die Behauptung, Josef Eberle sei für ein nationalsozialistisches Magazin tätig gewesen, führt zur Wikipedia. Dort ist – nach wie vor – zu lesen: „Unter dem Pseudonym *Peter Squenz* soll er [*sc.* Eberle] auch für die NS-Satirezeitschrift *Die Brennessel* tätig gewesen sein.“¹ Man könnte dies nun belächeln und anführen, die *Wikipedia* sei ja keine zitierbare Quelle, aber das greift entschieden zu kurz. Einerseits verfügt sie über eine nicht zu unterschätzende Breitenwirkung – auch der Kollege in Innsbruck gestand, den Anlass für seine Frage hier gefunden zu haben –, andererseits ist der Online-Enzyklopädie an dieser Stelle nichts vorzuwerfen, denn sie verweist – ganz vorbildlich – auf eine nachvollziehbare gedruckte Quelle. Diese ist durchaus gewichtig: Es handelt sich um einen Beitrag der renommierten Kommunikationswissenschaftlerin Ursula E. Koch im *Handbuch des Antisemitismus* des ebenso renommierten ehemaligen Leiters des Zentrums für Antisemitismusforschung und Berliner TU-Professors Wolfgang Benz. Dort findet sich im Zusammenhang mit den Beiträgern in der *Brennessel* der folgende – wie gesagt, gedruckte – Satz: „Von den heute noch bekannten Verfassern satirischer oder pathetischer Prosa und Poesie seien drei genannt: Goetz Otto Stoffregen („Opheus der Zwote“), Josef Eberle („Peter Squenz“), der spätere Herausgeber der „Stuttgarter Zeitung“ (1946-1971), und der Münchner Komiker Karl Valentin.“²

Dies machte mich aus verschiedenen Gründen stutzig, und so kontaktierte ich die frühere Professorin der Münchner Ludwig-Maximilians-Universität und fragte an, ob ihre Identifikation des *Peter Squenz* mit Josef Eberle, der tatsächlich in den

¹ Vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Josef_Eberle_\(Schriftsteller\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Josef_Eberle_(Schriftsteller)) (zuletzt abgerufen am 30.3.2024).

² Koch 2013, 81.

Jahren 1946-1971 die *Stuttgarter Zeitung* herausgab, gesichert sei. Sie antwortete, dass sie es trotz verschiedener Argumente meinerseits für eine nicht-faschistische Gesinnung Eberles für möglich halte, dass er „möglicherweise, wie der eine oder andere Zeichner des ‚Simplicissimus‘, mit Hilfe eines Pseudonyms eine Doppelrolle gespielt“ habe. Allerdings fügte sie hinzu, dass sie die Angaben bei Erstellung ihres Beitrags ihren angegebenen Quellen entnommen habe, „ohne sie jedoch davon unabhängig zu überprüfen“.³ Es sei ausdrücklich gesagt, dass dieses Vorgehen keinesfalls kritisiert werden soll – Frau Prof. Koch ist hier nichts vorzuwerfen. Dennoch war ich nun motiviert, die von ihr angegebenen Arbeiten in den Blick zu nehmen, und wurde in einer Publikation von Patrick Merziger fündig, der seit 2022 an der Justus-Liebig-Universität in Gießen forscht und lehrt. 2010 veröffentlichte er seine ausgesprochen lesenswerte und mit dem Ernst-Reuter-Preis der FU Berlin ausgezeichnete Dissertation *Nationalsozialistische Satire und „Deutscher Humor“*. Darin ist – mit dem Hinweis, mehrere Autoren der *Brennessel* hätten ansonsten einen bürgerlichen Hintergrund – zu lesen: „Allgemein mit der bürgerlichen Presse verbunden die *Brennessel* weitere Mitarbeiter. Unter dem Pseudonym „Peter Squenz“ veröffentlicht Josef Eberle in der *Brennessel*. Er war zu diesem Zeitpunkt Vortragsleiter des Süddeutschen Rundfunks und Herausgeber der kulturpolitischen Wochenschrift *Schönere Zukunft*. Nach 1945 gab er von 1946 bis 1971 die *Stuttgarter Zeitung* heraus und erhielt als Autor schwäbischer Anekdoten unter dem Namen „Sebastian Blau“ eine Vielzahl von Ehrungen.“⁴

Sicher unzutreffend ist dabei die Angabe, dass ‚unser‘ Josef Eberle die (österreichische!) Zeitschrift *Schönere Zukunft* herausgegeben habe – das war, wie der Blick in manche Bibliothekskataloge lehrt, der Quasi-Namensvetter und Faschist Joseph (!) Eberle (1884-1947). Diesen Irrtum räumte Patrick Merziger auf Nachfrage ein und war bei meinen weiteren Nachforschungen eine immense Hilfe. Nicht nur, dass er meine länglichen Argumentationen geduldig durchlas und kritisch kommentierte, sondern er beschaffte auch relevante Akten aus dem Berliner Bundesarchiv. Dazu mehr später.

2. Das relevante Material aus der *Brennessel*

Zunächst soll kurz skizziert werden, was für eine Art von Schriftgut Eberle zugesprochen wird.

Die *Brennessel* war, wie Ursula Koch richtig zusammenfasst, ein Satire-Magazin, das von seiner ersten Ausgabe am 1. Januar 1931 an im Verlag Franz Eher Nachf., dem Zentralverlag der NSDAP, erschien. Die politische Ausrichtung war

³ Persönliche Mitteilung vom 8.9.2022.

⁴ Merziger 2010, 97.

also auch vor der ‚Machtergreifung‘ bereits klar. Die letzte Ausgabe erschien am 27.12.1938 – nachdem das Blatt in seinen letzten Jahren erfolglos versucht hatte, die deutlich sinkenden Absatzzahlen durch zunehmend schmutzeligere Inhalte zu kompensieren.⁵

In den Jahren 1931 bis (mindestens) 1936 erschienen immer wieder Beiträge, deren Autorschaft mit ‚Peter Squenz‘ angegeben wurde. Wie bei fast allen Personen, die etwas in der *Brennessel* veröffentlichten, wurde auch hier ein Pseudonym benutzt, und es war nicht üblich, irgendwo kenntlich zu machen, wer sich dahinter verbarg. Der erste ‚Squenz‘-Beitrag, den ich finden konnte, stammt gleich aus dem zweiten Heft des Jahres 1931 (Februar). Er findet sich dort auf S. 14, trägt den Titel ‚Genf‘ und zieht den Völkerbund als prokrastinierende Karnevalsveranstaltung ins Lächerliche. Auch judenfeindliche Klischees werden bedient. Weitere Details möchte ich dem Lesepublikum ersparen, nur eine Sache ist für die spätere Diskussion noch wichtig: Ortsnamen, die in dem Artikel erscheinen („Schnapping“, „Stieglbräusaal“) vermitteln ein bajuwarisches Flair (wenn nicht gar auf die real existierende Stieglbrauerei in Salzburg angespielt wird), ebenso wie der Akzent in den wörtlichen Reden, die manchen Figuren in den Mund gelegt werden („Was sogn S’, meine Herren?“; „er rührt si nöt“ – letzteres klingt sogar nach dem südlichsten Oberbayern).

Bedeutsam wird der letzte Punkt, weil ‚Peter Squenz‘ der bayerischen Perspektive treu bleibt bzw. diese noch ausbaut. So wird in Heft 4 von 1931 (S. 38, „Der Unterschied“) der Reichskanzler Brüning ins Lächerliche gezogen, und die geschilderten Unterhaltungen sind eindeutig bayerisch („Depp, damischer!“, „Bazi gibt’s da scho, so elendige“, „Dös san alleweil fufz’g Hanswurschten“ etc.). In „Echt marxistisch“ (H. 7, 1931, S. 74) wird neben den dialektalen Einsprengseln konkret „Altbayern“ genannt, in „Ein Traum“ (9/1931, 102) geht es explizit um eine „bayrische Götterdämmerung“, in „Evviva!“ (17/1931, 197) wird der „bayrische Landtag“ als zu dumm und zu schwerfällig gegeißelt – ein Thema, das auch in den folgenden Heften weiter verfolgt wird. Neben werbenden Stellungnahmen zu Adolf Hitler (z.B. „Wie der Herr, so der Knecht“, 11/ 16.3.1932, 127) tritt ‚Squenz‘ in einer Reihe von Beiträgen als „Bayrischer Löwe“ auf – zum ersten Mal bereits 1931, zum letzten Mal 1936.⁶ Ob der letzte Auftritt als „bayrischer Löwe“ auch der letzte des ‚Peter Squenz‘ in der *Brennessel* war, kann

⁵ Koch 2013, 81-82.

⁶ Patrick Merziger hat dazu dankenswerterweise die folgende Übersicht erstellt (Pers. Mitteilung vom 6.10.2022): „Der bayrische Löwe“ (22/1931, 262); „Der bayrische Löwe an den Landesvorsitzenden der B.V.P.“ (25/1931, 296); „Der bayrische Löwe berichtet“ (30/1932, 356); „Der Bayrische Löwe: Abschied“ (2/1936, 276).

ich nicht sagen, weil mir die letzten Ausgaben des Magazins nicht zugänglich waren.

3. Josef Eberle und das *Brennessel*-Material – eine Einordnung

Der Abschied des „bayerischen Löwen“ im Jahr 1936 schien Patrick Merziger die Gleichsetzung ‚Squenz‘-Eberle deshalb plausibler erscheinen, weil der Rottenburger 1936 mit einem Schreibverbot belegt wurde (dazu mehr in Abschnitt 5) – allerdings müsste einerseits noch geprüft werden, ob auch danach noch ‚Squenz‘-Artikel erschienen, andererseits erschien der Abschieds-Artikel zwar 1936, aber bevor Josef Eberle von seinem Schreibverbot erfuhr. Zum Dritten kann der Abschied des „bayerischen Löwen“ hinreichend darin begründet sein, dass die Figur den Herausgebern nicht mehr in ihr neueres, noch ‚flacheres‘ editorisches Konzept passte, mit dem sie die *Brennessel* retten wollten.

Ganz eigenartig wäre – mit Bezug auf Josef Eberle – allerdings ohnehin die dominante bajuwarische Ausrichtung fast aller ‚Squenz‘-Artikel. Weshalb hätte der überzeugte Schwabe sich so sehr selbst verleugnen sollen, dass er jahrelang in solch eine Rolle schlüpfte? Warum hätten ihn beispielsweise die Angelegenheiten des bayerischen Landtags überhaupt interessieren sollen?

Zudem sind die folgenden Begebenheiten aus Eberles Leben keine schöngefärbte Nachkriegsfiktion, sondern durch zeitgenössische Akten belegt:

1) Josef Eberle trat bereits in den Jahren 1926-1930 mit Beiträgen unter dem Pseudonym ‚Tyll‘ in Erscheinung, meist in Erich Schairers *Sonntags-Zeitung* – diese waren satirisch-kritischen Inhalts und galten vielen als eher kommunistisch. Die ironische ‚Tyll‘-Gedichtsammlung *Mild und bekömmlich* von 1928 wurde später von der Gestapo verboten und beschlagnahmt.⁷

2) Josef Eberle heiratete am 3. September 1929 die Jüdin Else Lemberger – gegen die Warnung seines Onkels und Vormunds, dass er damit faktisch aus der Familie ausgeschlossen würde. In den 1930er-Jahren lebte er lange Zeit bei der (jüdischen) Familie seiner Frau, die 1939 in die USA emigrierte. Eberle und seine Frau blieben in Deutschland und bis zu seinem Tod 1986 zusammen.⁸

Beide Punkte machen jedenfalls eine überzeugte Mitarbeit bei einem Magazin aus dem NSDAP-Verlagshaus wenig plausibel. Aber auch ein ‚Einkaufen‘ in solch ein Blatt aus wirtschaftlichen Gründen ist kaum wahrscheinlich:

⁷ Vgl. Stadt Rottenburg / Geppert 2001, 25-32.

⁸ Vgl. Stadt Rottenburg / Geppert 2001, 36-38.

3) In Jahren 1931 und 1932, als sehr viele ‚Squenz‘-Artikel erschienen, war Josef Eberle gut bezahlter Leiter der Vortragsabteilung beim Süddeutschen Rundfunk in Stuttgart und litt daher keinerlei Not.⁹

4) 1932 bekam der SDR von der Parteiführung der NSDAP ein Angebot für einen Vortrag von Adolf Hitler. Als zuständiger Redakteur lehnte Eberle dieses ab, weil der Vortrag den SDR-Richtlinien widersprochen hätte, die besagten, dass „keinerlei Äußerungen oder Wendungen enthalten“ sein dürften, „durch welche [...] ein religiöses Bekenntnis, eine politische Überzeugung oder die Interessen bestimmter Berufskreise verletzt werden könnten“. Auch Vortragsangebote von Goebbels und Gregor Straßer wurden 1932 abgelehnt, und Eberle musste sich aufgrund einer großen Anfrage der NSDAP-Fraktion im Landtag rechtfertigen.¹⁰ – In demselben Jahr machte ‚Peter Squenz‘ Werbung für Hitler in der *Brennessel* – auch das passt schlecht zusammen.

5) Mit einem Schreiben vom 30.3.1933 entließ das Stuttgarter Funkhaus Eberle „vorsorglich mit Wirkung auf 30. Juni 1933“ – offiziell wegen einer „politischen Betriebsumstellung“, tatsächlich wegen seiner jüdischen Frau und seiner früheren, angeblich kommunistischen Umtriebe. Schon davor, am 8. März 1933, wurde er von SS-Leuten aus seinem Büro entfernt und durfte das Funkhaus nicht mehr betreten.¹¹ Vom 13. Mai bis zum 29. Juni 1933 war er im Konzentrationslager Heuberg inhaftiert.¹² Dennoch erschienen auch 1933 Artikel von ‚Peter Squenz‘ in der *Brennessel*.

Es sei zugegeben, dass alle diese Argumente keine Beweise dafür sind, dass Josef Eberle nicht für die *Brennessel* tätig war. Die gute Beleglage, die Menge und das Gewicht der Anhaltspunkte lassen die Diskrepanz zwischen Eberles Leben und dem *Brennessel*-Material aber immens erscheinen.

4. Peter Squenz

Es sei daran erinnert, dass an keiner Stelle in der *Brennessel* der Name Josef Eberle erscheint – seine behauptete Mitarbeit steht und fällt mit ‚Peter Squenz‘.

Zutreffend ist, dass Josef Eberle dieses Pseudonym verwendet hat – allerdings ist es nach ‚Tyll‘ und ‚Sebastian Blau‘ erst für die Zeit nach 1945 eindeutig belegbar. So erschienen in der *Stuttgarter Zeitung* – die er ja herausgab – etliche hochdeutsche, zeitkritische Gedichte von ‚Peter Squenz‘, 1968 sogar ein humoristischer, einer älteren Sprachstufe nachempfunderer ‚Gereymter Venus-

⁹ Vgl. Stadt Rottenburg / Geppert 2001, 34-35 und 43-44.

¹⁰ Vgl. Stadt Rottenburg / Geppert 2001, 43-44.

¹¹ Vgl. Stadt Rottenburg / Geppert 2001, 44-46.

¹² Vgl. Stadt Rottenburg / Geppert 2001, 47-50 und 202.

Spiegel im baroquischen Geschmack“ namens *Phyllis und Philander*, vorgeblich von einem „ohnnenannten, aber nicht ohnbekanntem Auctore“ und „Herauß geben u. mit so gelährten als nuzzbaren Anmerckungen versehen durch Herrn Peter Squentz“ – dieses Mal, wohlgemerkt, dem vorgeblichen Zeit-„geschmack“ angepasst, mit „-tz“.

Ausnahmslos alle eindeutigen Eberle-, Squenz‘-Texte sind Gedichte, während alle mir zugänglichen ‚Brennessel-Squenz‘-Texte rein prosaisch sind.

Dazu kommt, dass der ‚baroquischen Geschmack‘ von *Phyllis und Philander* an die edle Herkunft des ‚Peter Squen(t)z‘ erinnert – dieser Name wurde weder von Eberle erfunden noch von dem ‚Brennessel-Squenz‘. Vielmehr ist er gewissermaßen Allgemeingut. In Shakespeares *A Misummer Night’s Dream* tritt der Zimmermann Peter Quince auf. Andreas Gryphius adaptierte die zentralen Szenen des Stücks und ließ 1657 das „Schimpff-Spiel“ *Absurda Comica Oder Herr Peter Squentz* drucken. In den Originaldrucken noch mit „tz“ geschrieben, setzte sich in späteren Ausgaben die Schreibung „Squenz“ durch.

Eine Identifikation von Josef Eberle und dem ‚Brennessel-Squenz‘ ist also alles andere als zwingend. Nachweislich verwendete beispielsweise Karlernst Knatz (1882-1951) in der fraglichen Zeit dieses Pseudonym – Patrick Merziger hält eine Identifizierung mit dem ‚Brennessel-Squenz‘ auch für diesen Schriftsteller nicht für wahrscheinlich,¹³ aber Knatz’ Beispiel zeigt, dass ‚Peter Squenz‘ keineswegs ein singulärer Deckname war.

Alles in allem ist es auch von dieser Warte aus unwahrscheinlich, dass Josef Eberle der ‚Brennessel-Squenz‘ war; eigentlich spricht nichts dafür und viel dagegen – auch die folgende Überlegung: Wenn Eberle das Pseudonym in der *Brennessel* genutzt hätte (oder ihm überhaupt nur bewusst gewesen wäre, dass irgendjemand es in diesem Magazin genutzt hatte) – warum nur verwendete er es dann nach 1945 so intensiv und prominent in ‚seiner‘ Zeitung? Wohlüberlegt wäre das kaum gewesen.

5. Josef Eberle und der Ausschluss aus der Reichsschrifttumskammer

Ein letzter und sehr wichtiger Punkt muss noch untersucht werden, denn ab dem 15. November 1933 wurde es für Literaturschaffende immer wichtiger, dass sie offiziell organisiert waren. Dazu diente die Reichsschrifttumskammer (RSK), eine der Abteilungen der von Josef Goebbels gegründeten Reichskulturkammer (RKK). Wer publizieren wollte, musste hier Mitglied werden.

¹³ Persönliche Mitteilung vom 6.10.2022.

Nach der Entlassung durch den SDR wollte Josef Eberle nicht auch noch die Schriftstellerei als Erwerbsquelle verlieren und trat der RSK am 18.4.1934 bei.¹⁴ Es wäre nun sehr aufschlussreich zu wissen, welche Angaben er in seinem Aufnahmegesuch machte. Bedauerlicherweise ist im Berliner Bundesarchiv, in dem die RKK/RSK-Akten gesammelt sind, kein solcher Antrag mehr vorhanden. Das bedeutet aber nicht, dass sich dort überhaupt nichts findet – im Gegenteil. Auf Patrick Merzigers Anfrage hin übersandte das Archiv Kopien von 49 Seiten, die sich alle auf den Ausschluss Eberles aus der RSK beziehen; sie erstrecken sich über die Jahre 1936-1938.¹⁵

Interessant ist hier zunächst das Dokument, mit dem Eberle am 29. Januar 1936 von der Stuttgarter Landesleitung der Reichsschrifttumskammer, Abt. Württemberg-Hohenzollern, denunziert wurde (Ifd. Nr. 2). Hieraus geht hervor, dass das „Mitglied Josef Eberle, Pseudonym: Sebastian Blau, Mitgl.Nr. 6273“ bei seiner Anmeldung mitgeteilt habe: „frühere politische Zugehörigkeit: keine.“ Zudem habe er den schwäbischen Mundartdichter August Lämmle (wohl seit 1933 formell, aber eher zum Selbstschutz, NSDAP-Mitglied) als Bürgen angegeben. Sodann wird kurz und knapp geschildert, weshalb Eberle auszuschließen sei:

Ich muss dazu bemerken, dass Josef Eberle mit einer Jüdin verheiratet ist, dass er nach der Machtergreifung im Konzentrationslager war, Mitarbeiter der „Weltbühne“ und der kommunistischen niederträchtigsten „Sonntagszeitung“. [...] Herr August Lämmle, den er als Bürgen genannt hat, erklärt mir, dass er sich für ihn nie verbürgt habe. Er habe sich lediglich zur Auskunfterteilung bereiterklärt.

Daraufhin erging dann mit Schreiben vom 25.3.1936 der Ausschlussbeschluss an Josef Eberle (Ifd. Nr. 4). Als Grund wurde angegeben, dass er „nicht geeignet“ sei, „durch schriftstellerische Veröffentlichungen auf die geistige und kulturelle Gestaltung der Nation Einfluss zu nehmen.“ In späteren internen Schreiben zwischen RSK/RKK und NSDAP wird wesentlich klarer formuliert, der Ausschluss sei „wegen jüdischer Versippung (Ehefrau ist Volljüdin, der israelitischen Religionsgemeinschaft angehörig)“ erfolgt (14. Mai 1936, Ifd. Nr. 9, inhaltlich wiederholt in den Ifd. Nr.n 14 und 29), bzw. weil er „einer der schmähdlichsten Verunglimpfer des Deutschen Soldatentums im letzten System und Mitarbeiter des berüchtigten Dr. Schairer“ gewesen sei (3. Juni 1936, Ifd. Nr. 13; gemeint ist Erich Schairer, der Herausgeber der *Sonntags-Zeitung*; inhaltlich wiederholt in Ifd. Nr. 17). Der Ausschluss erfolge mit sofortiger Wirkung, allerdings werde Eberle zur Abwicklung bestehender Verträge eine Frist bis zum

¹⁴ Vgl. Stadt Rottenburg / Geppert 2001, 55-56 und die Angaben auf den Seiten mit den Ifd. Nr.n 36-38 in der in Anm. 15 genannten Akte.

¹⁵ Akte gesammelt vom Berlin Document Center (BDC), 1994 an das Bundesarchiv übergegangen, Identifikationsnummer: RKK 2101, Box 0250, File 08.

1.6.1936 eingeräumt. Der Münchner Piper-Verlag setzte deswegen durch, dass ‚Sebastian Blau‘ Buch *Schwäbisch* noch erscheinen durfte, da der Vertrag vor dem Ausschluss geschlossen wurde (Ifd. Nr.n 7, 8, 11, 13, 15, 19, 20-26). Der Stuttgarter Silberburg-Verlag erreichte, dass eine soeben gedruckte Neuauflage des 1935 erschienenen Abenteuer-Romans *Gold am Pazifik* noch verkauft werden durfte (Ifd. Nr.n 40, 41, 44).

Dieser Roman über den im südbadischen Kandern geborenen schweizerischen (ab 1840 mexikanischen) Staatsbürger Johann August Sutter, der in Kalifornien ein mittlerweile höchst umstrittenes ‚Neu-Helvetien‘ gründete und auf dessen Ländereien das ‚Nugget‘ gefunden wurde, das den großen kalifornischen Goldrausch von 1848-1854 auslöste, wurde wegen des angeblichen Vorbildcharakters des ‚Deutsch-Schweizers‘ Sutter, der im Klappentext plötzlich zum ‚dem Boden tief verbundenen Deutschen Sutter‘ (Ifd. Nr. 40) erklärt wurde, auch von NSDAP- bzw. staatsnahen Organen gelobt und verkaufte sich recht gut.¹⁶

Diese lobenden Erwähnungen sind eines der Argumente, die Josef Eberle in seinem Widerspuch vom 4.4.1936 gegen den Ausschluss aus der RSK anführt (Ifd. Nr. 36-38). Wortreich zitiert er weitere positive Stellungnahmen zu *Gold am Pazifik*, verweist auf den Erfolg und die Harmlosigkeit seiner unter dem Pseudonym ‚Sebastian Blau‘ bereits veröffentlichten Mundartgedichte, darauf, dass August Lämmle sich am 18.4.1934 bei der Aufnahme in die RSK für Eberle verbürgt habe (von dem in Ifd. Nr. 2 angesprochenen angeblichen Widerruf Lämmles hatte er offenbar keine Kenntnis) und erwähnt sogar, dass ihn die „parteiämtliche Tageszeitung ‚Rottenburger Nachrichten‘“ und „die vom NS-Lehrerbund herausgegebene Jugendzeitschrift ‚Der Sommergarten‘ zu regelmäßiger Mitarbeit aufgefordert“ hätten. Über diese letzteren Argumente dürften die Oberen in Berlin nur milde gelächelt haben – Tageszeitungen, auch die regionale aus Rottenburg, waren ohnehin seit 1933 ‚gleichgeschaltet‘, der *Sommergarten* wurde für einen Abdruck eines Eberle-Gedichts am 3. Juni 1936 von der KSK-Landesleitung Württemberg-Hohenzollern abgemahnt (Ifd. Nr. 12), Eberles Widerspruch wurde zur Kenntnis genommen, aber ihm der Ausschluss aus der RSK mit einem Schreiben vom 1. September 1937 endgültig bestätigt und ihm die „schriftstellerische Tätigkeit untersagt“ (Ifd. Nr. 39).

Was sich an dieser Stelle sicherlich als sehr dienlich erwiesen hätte, was aber weder Eberle erwähnt noch irgend ein anderes Schriftstück in der gesamten Akte,

¹⁶ Der Reichs-Jugend-Pressedienst wurde freilich sofort am 25.3.1936 anlässlich seiner positiven Stellungnahme darauf hingewiesen, „dass Josef Eberle mit der Jüdin Else Lemberger verheiratet ist“ (Ifd. Nr. 5).

wäre eine wie auch immer geartete Tätigkeit Eberles für die *Brennessel* gewesen – oder, in Zusammenhang damit, das Pseudonym ‚Peter Squenz‘.

Aus alledem lässt sich eigentlich nur Folgendes schließen: Josef Eberle hat ab 1936 um sein Überleben als Schriftsteller gekämpft – 1945 dann übrigens auch um das physische Überleben seiner Frau und seiner selbst –,¹⁷ scheint außer dem mehr oder weniger erzwungenen Eintritt in die RSK 1934 keine Kompromisse mit dem NS-Regime eingegangen zu sein, und es gibt keinen Grund anzunehmen, dass er für die *Brennessel* geschrieben hat.

Literatur:

Stadt Rottenburg / Karlheinz GEPPERT (Hrsgg.), Josef Eberle. Poet und Publizist, Stuttgart / München 2001.

Ursula E. KOCH, Die Brennessel (1931–1938), in: Wolfgang Benz (Hrsg.), Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart, Bd. 6: Publikationen, Berlin / Boston 2013, 81-82.

Patrick MERZIGER, Nationalsozialistische Satire und „Deutscher Humor“, Stuttgart 2010.

¹⁷ Am 27. Januar 1945 wurde Else Eberle von der Gestapo zu einem „auswärtigen Arbeitseinsatz“ aufgefordert, der sich im Nachhinein als KZ-Transport erwies. Beide Eberles tauchten daraufhin bis zum endgültigen Kriegsende unter (vgl. Stadt Rottenburg / Geppert 2001, 67-68 und 203).

Jürgen Blänsdorf (Essenheim)

Zu Deutungsproblemen allegorischer Figuren in Stuttgart-Bad Cannstatt

Auf der Hauptfassade des Johannes-Kepler-Gymnasiums in Stuttgart-Bad Cannstatt befinden sich seit der Fertigstellung des Gebäudes im Jahr 1912 als „Gymnasium und Elementarschule Stuttgart – Cannstatt“ fünf große, von den Architekten L. Eisenlohr und O. Pfennig entworfene und von den Künstlern Ulfert Janssen und Jakob Brüllmann gegossene Skulpturen, die sich nach der Intention der Bauherren auf den Zweck des Gebäudes und damit auf die Bildungsziele des Gymnasiums beziehen sollten, aber heute der Interpretation bedürfen.¹ Dargestellt sind zwei weibliche und zwei männliche Gestalten und ein Himmelsglobus mit in drei Zonen angeordneten Sternbildern. Ein eingefügter geschweiffter Stern stellt vermutlich den im Jahr 1910 – kurz vor Erbauung der Schule – aufgetauchten Halleyschen Kometen dar. Ein Bezug zum heutigen Namen des Gymnasiums führt in die Irre, weil die Schule im Jahr 1912 „Gymnasium und Elementarschule“ hieß und erst 1937 in „Johannes-Kepler-Gymnasium“ umbenannt wurde.



Die am weitesten links angebrachte der Figuren stellt eine Frau mit entblößtem Oberkörper dar, die nach der Intention des Architekten L. Eisenlohr die *Veritas* „Wahrheit“ symbolisieren sollte.² Als solche ist sie jedoch für den Betrachter, der mit der Entstehungsgeschichte nicht vertraut war, mangels einer Inschrift oder Attributen nicht leicht zu identifizieren. Den Schlüssel liefert ein dem damaligen Bildungsbürgertum wohl vertrautes Zitat aus Horaz, *Carmina* 1, 24, 7: *nudaque*

¹ Jahresbericht über das Schuljahr 1912/13 und Beschreibung des Neubaus und der Einweihungsfeier des neuen Gymnasiums, von Rektor Dr. John, Cannstatt 1913.

² Jahresbericht S. 26. Alle Fotos wurden freundlicherweise vom Archiv des Johannes-Kepler-Gymnasiums zur Verfügung gestellt. Für die Vermittlung sei Joanna Grausam herzlich gedankt!

veritas, die „nackte“ bzw. „reine, unverfälschte Wahrheit.“ Somit erweist sich gerade die Nacktheit als das entscheidende Attribut dieser Figur. Der Architekt hatte also bei der Konzeption dieser Figur die allegorische Methode angewandt. Mit ihr ergibt sich unschwer ein Bezug auf das essentielle Ziel jeder und insbesondere der gymnasialen Bildung.

Die Allegorese ist keine strikte Wissenschaft. Jede allegorische Deutung einer literarischen oder sonstigen künstlerischen Darstellung ergibt sich aus den Assoziationen des jeweiligen Betrachters. Bekannt sind die von Antonio Averlino gen. Filarete im Jahr 1445 vollendeten Reliefs auf den Türen der Peterskirche von Rom, die zahlreiche, auch erotische Episoden aus den Metamorphosen Ovids darstellen. Sie konnten nur deshalb als unanständig empfunden werden, weil es bereits eine lange Tradition ihrer allegorischen Deutungen gab, die auch Widersprüchliches duldeten, wie mit der immer wiederkehrenden Formel „*vel dic quod...*“ ausdrücklich signalisiert wird.³



Die zweite Figur stellt den griechischen Gott Prometheus mit der ihn charakterisierenden brennenden Fackel dar, mit der er den Menschen das Feuer und damit die Grundlage der Kultur gebracht hatte. Er wird begleitet von einem Adler, dem Wappentier des Zeus. Allegorisch gedeutet stellt er die *prudentia*, die „Aufklärung“ oder „Klugheit“ dar. Sein unglückliches Ende ist hier nicht thematisiert – wenn man nicht in dem Adler des Zeus eine Vorankündigung darin

³ Vgl. J. Blänsdorf, Petrus Berchorius und das Bildprogramm der Bronzetüren von St. Peter in Rom, Wiederabdruck in: Essays zur lateinischen Literatur des Mittelalters und der Neuzeit, Essenheim 2021, 53-74.

sehen will. Aber mit dieser Deutung verlöre die Figur ihre für das pädagogische Bildprogramm erforderliche positive Valenz.



Die dritte Skulptur, die die Mitte der allegorischen Figuren bildet, stellt mit der Darstellung der Sternbilder auf einem Himmelsglobus die Astronomie als Vertreterin der Naturwissenschaft dar.⁴ Zu beachten ist ferner, dass die Weltkugel von zwei Eulen umgeben ist, den Attributen der Athene (Minerva). Daraus ergibt sich eine zusätzliche Bedeutungsebene, die der weltweiten Verbreitung der Wissenschaft. Die allegorische Deutung ergibt also *scientia*, die „Wissenschaft“.



⁴ Jahresbericht S. 33.

Leicht zu identifizieren ist die vierte Figur, Herakles (Hercules) im Kampf mit der vielköpfigen Lernäischen Hydra. Sie lässt sich als *fortitudo*, als „Tapferkeit im Kampf gegen das Böse“ deuten.



Die am weitesten rechts aufgestellte Figur stellt eine bekleidete weibliche Gestalt dar, die anhand der Kugel als *fortuna* zu deuten ist.⁵ Aber mit ihr ist nicht bloßes Glück oder Zufall oder Schicksal gemeint, sondern aus der Art, wie sie die Kugel in die Höhe stemmt, die Tugend der Stärke oder der Tapferkeit. Jedem damaligen Betrachter war die Formel *fortes fortuna adiuvat* „das Glück hilft den Tapferen“ aus dem *Phormio* des Terenz 203 oder Ciceros *Tusculanae disputationes* 2,1 bekannt.

Aus der Identifikation der Figuren und ihrer bereits vom Architekten angewandten Allegorese ergibt sich ein auch heute unverächtlicher Kanon von Bildungszielen: Wahrheit, Klugheit, Naturwissenschaft, Tapferkeit im Kampf gegen böse Mächte und ein durch Tapferkeit gewonnener Erfolg.

⁵ Jahresbericht S. 26.

Karl Boyé (Pforzheim)

**Bericht von der XXXI. Sommerakademie in Überlingen:
„Alte Sprache NEU“**

Im aktuellen Diskurs zum Thema Schullektüre findet ebenso wie in der jüngeren Forschung Neulatein eine zunehmende Beachtung. Immerhin macht der Umfang der nichtantiken lateinischen Literatur im überlieferten Schriftencorpus etwa 99% des gesamten Textbestandes aus. Der inhaltliche Rahmen für die Sommerakademie vom 28. August bis zum 01. September 2023 lag also ganz am Puls der Zeit und griff das Desiderat einer entsprechenden Schwerpunktsetzung in Gestalt mehrerer Beiträge auf.

Wie vielfältig und umfangreich die lateinische Literatur selbst im 20. Jahrhundert ist, zeigte der Vortrag von Prof. Dr. Michael Lobe über den teils autodidaktisch zur Meisterschaft gekommenen Josef Eberle. Der langjährige Herausgeber der Stuttgarter Zeitung dichtete nicht nur selbst lateinisch, sondern legte eine Sammlung aller greifbaren zeitgenössischen weltweit in lateinischer Sprache erschienenen Werke an. Dieses Verdienst wurde sehr anerkennend zur Kenntnis genommen.

Zentral zum Thema Neulatein war weiterhin der Vortrag von Prof. Dr. Thomas Baier zur Konzeption und zu den lateinischen Übersetzungen der *Stultifera Navis* des Sebastian Brant. Das vom jungen Albrecht Dürer mit Holzschnitten illustrierte Werk fand rasch großen Anklang, was zwei lateinische Fassungen für die europaweite Lektüre und Rezeption nach sich zog, zum einen eine textnahe durch Brants ehemaligen Schüler Jakob Locher, zum anderen eine selektive durch den vor allem in Frankreich sowohl literarisch als auch im Druckerhandwerk wirkenden Flamen Josse Bade. Unter den zahlreichen erhaltenen Exemplaren der Locherschen Ausgabe des *Narrenschiffs* findet sich auch diejenige der Söhne des berühmten Basler Druckers Johannes Amerbach – einschließlich typischer Schülerkritzeleien.

Als weitere verbreitete neulateinische Literaturgattung wurde der Typus der *Historia Naturalis* durch PD Dr. Dominik Berrens aus Mainz vorgestellt. Auch hier waren in den Drucken Illustrationen selbstverständlicher Teil der Darstellungen. Für alle vorgestellten und auch für weitere Bereiche lassen sich Thematisierungen in der Schule denken. Die Bildungspläne geben hier meist einen gewissen Raum; lediglich Adaptionen, d.h. Schulausgaben, müssten oft noch durch die behandelnden Lehrkräfte angefertigt werden. Zu Erasmus und einigen zentralen Autoren ist allerdings bereits Material verfügbar. Die Sommerakademie war hier auch im Sinne einer Anregung gedacht, was durch die Erklärung lateinischer Inschriften im Münster zu Konstanz am Exkursions-

nachmittag sehr informationsreich flankiert wurde. Der Busfahrer war übrigens ein mehrfach promovierter Hochschuldozent und ehemalige Führungskraft in der Industrie.

Die Sternchenthemen wurden durch Veranstaltungen zur Rezeption von *Ab urbe condita* des Livius (Dr. Tilman Bechthold-Hengelhaupt) und der sophokleischen *Antigone* (Prof. Dr. Ulrich Eigler) bedacht, bei letzterer vor allem mit Betrachtungen zur Bestattung der RAF-Terroristen unter Verwendung des Filmkomposits *Deutschland im Herbst* von 1978.

Einen Bereich, der dem Verfasser dieses Berichts persönlich äußerst wichtig ist, stellte gleich zu Anfang der Woche der Indogermanist Prof. em. Dr. Rudolf Wachter in den Fokus: Den der möglichst richtigen Aussprache der Wörter und Sätze. Nichts zeigt die klassischen Sprachen lebendiger, und sie ist ein konstituierendes Merkmal von Sprache an sich, weshalb sie auch und gerade an der Schule nicht zu unterschätzen ist. In eingängiger Weise führte Herr Wachter an Beispielen Zugänge zum richtigen Gespür für Quantitäten, Aphäresen und Elisionen vor – nicht nur für die Dichtung, sondern auch anhand von Prosatexten (Interessantes zur Aussprache des c vor Vokalen inklusive). Natürlich ist die entsprechende Berücksichtigung in der Lehre an der Universität eine unabdingbare Voraussetzung für die entsprechende Trittsicherheit von Lehrkräften. Die Bildungspolitik mit ihrer Kürzungstendenz in der Fachlichkeit setzt dem allerdings enge Grenzen.

Bei aller Inhaltsorientierung kamen der unverzichtbare Charakter der Fortbildung als Informationsbörse sowie die gesellige Seite nicht zu kurz: Es wurde abends nicht nur beim Wein erzählt, sondern auch musiziert, im Chor gesungen (ebenfalls zum Teil Werke aus der frühen Neuzeit) und nach kundiger Anweisung durch einen Griechen Syrtaki getanzt. Das Profil wie auch die Gestaltung der Sommerakademie wird unter anderem aus Bayern, wo es nichts Vergleichbares mehr gibt, neidisch beobachtet. Für das Spannen dieses weitgreifenden Bogens sei allen an der Organisation und der Leitung der Vorträge und Arbeitskreise Beteiligten herzlich gedankt. Das Kultusministerium und die Stiftung *Humanismus Heute*, welche auf vielfältige Weise der Sommerakademie unterstützend zur Seite steht, sowie das Salem Kolleg und Ihre Leitung mögen dies als klare Bestätigung ihres richtigen Kurses werten und diese gute Tradition weiter fortsetzen. Auch ihnen gilt der Dank aller organisierenden, referierenden oder hörend und diskutierend teilnehmenden Gruppen.

Manfred Birk (Stuttgart)

**James Bond, Me too & ChatGPT -
Herbsttagung des DAV Württemberg in Stuttgart**

Nach längerer Pause – *Coronae causa* – hatten die Mitglieder des DAV-Bezirks Württemberg im Herbst vergangenen Jahres erstmals wieder Gelegenheit, sich in Präsenz an zentralem Ort in der Region wiederzusehen: Rund 50 Altphilologinnen und Altphilologen aus allen Teilen Württembergs kamen am 17.11.2024 in der Aula des Stuttgarter Dillmann-Gymnasiums zusammen, um sich Anregungen zur inhaltlichen Gestaltung wie Informationen zur Perspektive unserer Fächer zu holen – wofür renommierte Referenten auf dem Programm standen. Die Herbsttagung der Württemberger Altphilologen war bereits im Vorfeld von den Regierungspräsidien Stuttgart und Tübingen als Fortbildungsveranstaltung anerkannt und empfohlen worden.

Regierungsschuldirektor **Jan Wohlgemuth** vom baden-württembergischen Kultusministerium brachte anschauliche Statistiken zur **Situation unserer Fächer** mit und konnte zunächst berichten, dass die seit dem Schuljahr 2019/20 gültige neue Abiturverordnung (AGVO) zu einer Stabilisierung der Schülerzahlen im Leistungsfach Latein in ganz Baden-Württemberg (in 2022/23 immerhin rund 1100 Schülerinnen und Schüler) und im Basisfach sogar zu einer deutlichen Steigerung (um rund 400 auf 1600) geführt habe. Mehr als ein Viertel der Zehntklässler in 2022/23 (27 %) wählten Latein für die Kursstufe. Auf dem gleichen Niveau (27 % der Sechstklässler) bewegte sich im selben Schuljahr Latein als zweite Fremdsprache und macht damit eine – evtl. durch die Pandemie bedingte – Delle wett. Latein I stabilisierte sich auf 4 % der Fünftklässler, nachdem es in den vergangenen zehn Jahren nahezu eine Halbierung erfahren hatte. Auch die Schülerzahlen in Griechisch stiegen wieder leicht – auf rund 280 Schülerinnen und Schüler in der Kl. 8 des Schuljahrs 2022/23 (was einen Anteil von 0,7 % am gesamten Jahrgang in Baden-Württemberg ausmacht). Rückläufig war freilich die Zahl derjenigen Zehntklässler, die Griechisch als Leistungsfach wählten (ca. 75 Schülerinnen und Schüler), während sich das Basisfach auf etwa gleicher Höhe stabilisierte. Der strukturelle Lehrermangel zeigt sich leider auch in unseren Fächern: Unter den Latinisten wie den Gräzisten ist die Zahl derjenigen, die auf Lehramt studieren wollen, stark zurückgegangen. Derzeit genügt die Zahl der Absolventen noch, um die Pensionierungen (ca. 40 pro Schuljahr) zu ersetzen, spätestens in 8 bis 10 Jahren allerdings könnte es an nachwachsenden Lehrkräften in Latein und Griechisch fehlen!

Dass es darum schon heute wichtig ist, der schwindenden Zahl von altsprachlichen Lehrkräften Stimme zu sein und Gehör zu verschaffen, machte die

Mitgliederversammlung des DAV-Landesbezirks Württemberg im Rahmen der Herbsttagung deutlich: Zwar konnte Oberstudiendirektor **Dieter Elsässer** (Karls-Gymnasium Stuttgart) in seinem Kassenbericht eine solide Finanzlage präsentieren; bedenklich stimmt jedoch das altersbedingte Sinken der Mitgliederzahl auf jetzt 240 Mitglieder. Als umso wichtiger wurde deshalb von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern das persönliche Wiedersehen und das gleichgesinnte Zwiegespräch beim Mittagessen oder in den Kaffeepausen der Herbsttagung empfunden.

In seinem Vortrag über „**Latein, Englisch und ChatGPT**“ ging Prof. Dr. **Jürgen Leonhardt** (Universität Tübingen) noch einmal über die Erkenntnisse seines Buches (*Latein. Geschichte einer Weltsprache*, 2009) hinaus und zog interessante Parallelen zwischen Latein und der heutigen *lingua franca* Englisch: Beide haben sich – so Leonhardt – dort als *first language* durchgesetzt, wo es keine Schriftsprachen gab. So ist beispielsweise in Indien Englisch bei weniger als 1% der Bevölkerung Erstsprache, weil die indischen Sprachen bereits vor der Kolonisierung verschriftet waren; Englisch hat dort lediglich die Funktion der *lingua franca* wie einst Latein in Europa. Die „technische Unmöglichkeit, eine andere Sprache als Latein in der Praxis zu verwenden“, hat nach Prof. Leonhardt dem Latein schon in der Antike in schriftlosen Gebieten zum Siegeszug verholfen, während die Römer selbst innerhalb ihres Reiches „keinen starken Druck erzeugt“ hätten, andere Schriftsprachen (z.B. das Griechische) zu verdrängen – mit Ausnahme Mittelitaliens, wo die Schriftsprachen Etruskisch, Oskisch und Umbrisch bereits früh verschwanden. Mit dem Satz „ChatGPT funktioniert wie unsere Stilübungen!“ lieferte der frisch emeritierte Jürgen Leonhardt auch noch einen provokanten Vergleich mit den aktuellen Entwicklungen aus dem Bereich der *artificial intelligence* (AI): Übersetzungsprogramme „frieren“ Sprache ein – sie machen jede Sprache durch Standardisierung letztlich zur „toten Sprache“, weil Innovationen (z.B. aus der gesprochenen Sprache) als „fehlerhaft“ ausgesondert werden. Der Tübinger Emeritus machte dies am Beispiel des tatsächlich schon existierenden „SchwäbischGPT“ anschaulich: Dort wird ein bestimmter Wortschatz und eine bestimmte Grammatik des Schwäbischen zum Muster genommen, das aber die Vielfalt der schwäbischen Dialekte und ihre zahlreichen sprachlichen Abweichungen untereinander überhaupt nicht berücksichtigt.

Ein solches „künstliches“ Latein allerdings sprechen die römischen Soldaten in der Fernsehserie „Barbarians“ (Rupp/Goursaud/Schütter 2020-2022), auf die Dr. **Wolfgang Polleichtner** (ebenfalls Universität Tübingen) u.a. Bezug nahm, als er in seinem Vortrag den **Alten Sprachen in Kino-Produktionen** der letzten sechs Jahrzehnte nachging: Ihre dortige Präsenz ist vielfältig und reicht vom Versuch,

authentisch zu wirken (z.B. in ‚Barbarians‘) bis zum Latein als Sprache der Liebe (‚The Lost City‘, A. & A. Nee 2022), vom Spiel mit der historischen Parallele (‚Higher Principle‘, Krejčík 1960, hier auf der Basis des Cremutius-Cordus-Prozesses in Tac.ann. 4, 34 sq.) bis zur Verwendung als letztlich titelgebendes Zitat in einem ‚James-Bond‘-Film (‚The world is not enough‘, Apted 1999). Im Kinofilm erscheint das altsprachliche Dictum als tradiertes Bildungsgut (selbst wenn es, wie im ‚Bond‘, nur gut erfunden ist); es transportiert Inhalte, die es zu entschlüsseln gilt und es dient – sogar im Blockbuster – nicht zuletzt der Selbstvergewisserung des erkennenden Subjekts, der Filmfigur wie des Zuschauers: *Sapienti sat!* Auf jeden Fall aber geben solche filmischen Adaptionen Gelegenheit genug, sie im Unterricht aufzunehmen und mit den Schülerinnen und Schülern nicht bloß über die „richtige“ Aussprache oder eventuelle grammatische Fehler zu sprechen, sondern auch über die angemessene inhaltliche Verwendung und mögliche Bedeutungsschichten zu diskutieren. Gerade der Verfremdungseffekt, zu dem die Alten Sprachen im Kinofilm eingesetzt werden, bietet didaktische Chancen.

„Rom und Griechenland sind uns das nächste Fremde“ formulierte Uvo Hölscher einst zur Verteidigung der ‚klassischen Studien‘ in Schule und Universität – in einer Zeit, in der schon weite Teile der Gesellschaft sie eben nicht mehr als ‚klassisch‘, als ‚vorbildlich‘ ansahen. Heute, ziemlich genau 60 Jahre später, sind unsere Fächer durch gesellschaftlichen Wandel und politische Bewusstseinsänderung bis hin zu *wokeness* und *cancel culture* in weit stärkerem Maße unter Druck geraten, so dass Dr. **Uwe Neumann** vom Stuttgarter Seminar für Aus- und Fortbildung der Lehrkräfte in seinem die Herbsttagung abschließenden Vortrag der Frage nachging, wie denn nun mit „problematischen Inhalten“ im altsprachlichen Unterricht umzugehen sei, „**wenn die Antike nicht mehr vorbildlich ist**“. Solche gibt es in den Lehrbuch- wie Lektüretexten zuhauf: Vor dem Hintergrund der *me-too*-Bewegung lassen sich die rund 50(!) Vergewaltigungserzählungen in Ovid’s *Metamorphosen* ebenso hinterfragen wie das Paraklausithyron der antiken Liebeslyrik, das bisweilen dem ‚Stalking‘ gleicht. Und mit unserem heutigen Rechtsverständnis ist weder der in nahezu jedem Lateinbuch vertretene Triumphzug noch die exzessive Gewaltdarstellung der Homerischen Epen vereinbar. Allerdings wird diese Kritik ja heute mit Maßstäben geübt, die wir erst aus den Lehren der Vergangenheit gewinnen konnten. Für den didaktischen Umgang mit den problematischen Inhalten empfahl Uwe Neumann deshalb den folgenden Dreischritt: 1. Verständnis der Antike (Was ist der Hintergrund? Wie hat die Antike selbst das bewertet?), 2. Vergewisserung des eigenen Urteils (Wie bewerten wir das heute? Wie nehmen wir das antike Phänomen wahr?), 3. Produktive Auseinandersetzung (Was könnte man jetzt tun? Was haben wir bereits getan?). An vier Beispielen exerzierte Neumann dieses Vorgehen durch: am ‚Raub der

Sabinerinnen‘, an der Invektive gegen eine *puella* in Catulls *carmen* 43 (mit einem interessanten Vergleich zu Heinrich Heine!), an Ovids ‚Apoll und Daphne‘ und schließlich an der Ermordung der Freier durch Odysseus. Die antike Literatur – so Neumanns durchaus der Aufklärung verpflichteter Ansatz – ist eben „kein Vorbild, sondern ein Modell, steht in einem historischen Verhältnis zur Gegenwart“ und gibt einen „Anstoß, Mündigkeit und Identität zu gewinnen“. Solche didaktische Vernunft wünschte man sich – wie die anschließende engagierte Diskussion im Plenum zeigte – freilich auch für den Umgang mit Literatur in anderen Schulfächern!

Helmut Meißner (Walldorf)

Michael von Albrecht zum 90. Geburtstag

„Auch ich bin gegen tote Sprachen, aber gerade deswegen für Latein und Griechisch. Was lebendige Sprache ist, lernt man nicht an den toten Worthülsen der Politik und der Werbung, sondern von Homer, Vergil, Dante, Goethe.“

Mit solchen gar nicht weihevollen Worten hatten vermutlich die wenigsten gerechnet, die zu der Akademischen Feier für Michael von Albrecht in die Alte Aula der Heidelberger Universität gekommen waren. Anlass der Feier war seine Emeritierung im November 1998. Diesem Anlass entsprach es, dass viele – zum Teil lange – Reden gehalten wurden, mit der Folge, dass, bevor von Albrecht selbst sprechen konnte, manche Besucher wohl schon eine gewisse Festakt-Ermattung verspürten.

Das änderte sich schnell, als er ans Pult trat. Die Thematik, die er gewählt hatte, interessierte die meisten Zuhörer existentiell: die Bedrängnis der alten Sprachen von mehreren Seiten und die Frage, was sich dagegen tun lässt. Geradezu unvergesslich aber dürfte für manche Teilnehmer die zupackende Art gewesen sein, in der von Albrecht seine Gedanken über den Wert der alten Sprachen vortrug!

Dass ein international hochgeachteter Wissenschaftler bei seiner Entpflichtung fast gar nicht über die von ihm selbst geleistete Arbeit redet, sondern vor allem über den Wert seiner *Forschungsgegenstände* für die Menschen, ist ebenso ungewöhnlich wie sein Verzicht auf Wörter der Wissenschaftssprache.

Lebendigkeit der antiken Literatur

„Auch ich bin gegen tote Sprachen ...“ – das klingt gar nicht wissenschaftlich, ist aber auf langjährige wissenschaftliche Arbeit gegründet. Über den Unterschied zwischen toter und lebendiger Sprache sagte er 2004, als er in St. Petersburg mit dem Johann-Heinrich-Voß-Preis für Übersetzung ausgezeichnet wurde:

Antike Literatur war zum lauten Lesen, zum Vorlesen bestimmt. Darin liegt ein Geheimnis ihrer Lebendigkeit. Der Begriff *tote Sprachen* bedarf der Revision. Die Sprache eines Homer, eines Ovid ist nicht tot, sondern frisch wie am ersten Tag.¹

Um die antike Literatur zu charakterisieren, wählt er, offenbar mit Bedacht, das Wort *Lebendigkeit*: „Ein Geheimnis ihrer Lebendigkeit“ liege darin, dass sie zum lauten Lesen, zum Vorlesen bestimmt war. Mit dem Wort *Geheimnis* drückt er zugleich aus, dass er das Wesen dieser Lebendigkeit nicht gänzlich entschlüsseln

¹ Die Preisverleihung fand am 22.5.2004 statt.

kann oder will. Umso interessanter ist, was wir darüber indirekt aus seinen Darlegungen erfahren.

Verhältnismäßig schnell lässt sich klären, dass er unter lebendiger Sprache auf keinen Fall Formulierungen mit bunten, ausgefallenen Wörtern versteht. Er bezeichnet eine Vergil-Übersetzung, die ein „buntes Vokabular“ verwendet, ausdrücklich als „unvergilisch“!²

Und über Vergils Sprache schreibt er, ganz in diesem Sinne:

Vergil verwendet eine klare und scheinbar einfache Sprache; er meidet Gesuchtes und Entlegenes. ...³

Eine weitere Äußerung von Albrechts über die Sprache Vergils könnte aufschlussreich sein für unsere Frage, welche Inhalte er mit dem Ausdruck „Lebendigkeit von Sprache und Literatur“ verbindet: Er verweist einmal auf

Vergils edle Kunst, mit alltäglichen Wörtern nicht alltägliche *Wirkungen* zu erzielen!⁴

Dass er den Wirkungen von Literatur besondere Aufmerksamkeit schenkt, ist unschwer zu erkennen, zum Beispiel wenn man in seiner „Geschichte der römischen Literatur“ liest: Die jeweils einem Autor gewidmeten Kapitel beschließt er regelmäßig mit einer Würdigung seines „Fortwirkens“. Und dabei unterstreicht er manchmal eigens den belebenden Charakter des Fortwirkens, indem er Fügungen wählt wie „*lebendig* fortwirken“, „anregend und *belebend* wirken“, „Fortwirken ... besonders *fruchtbar*“.⁵

Republikanischer Bürgersinn

Aber je eingehender man sich mit seinen Beobachtungen zum Fortwirken antiker Literatur beschäftigt, desto deutlicher sieht man, dass der knappe Ausdruck „Lebendigkeit antiker Literatur“ für eine Vielfalt belebender Wirkungen durch die Jahrhunderte steht, die staunen lässt. So macht von Albrecht beispielsweise auf die Bedeutung des Livius für den Aufbau des republikanischen Bürgersinns in der Neuzeit aufmerksam:

An den fesselnden Erzählungen des Livius ... haben von der Renaissance bis zur französischen Revolution (und noch später) Generationen freier Bürger ... ihre Vorstellungen von republikanischem Bürgersinn gebildet.⁶

² Dieses wie das vorige Zitat stammt aus der genannten Voß-Preis-Rede von Albrechts.

³ M. v. Albrecht, Vergil: Bucolica, Georgica, Aeneis, Heidelberg 2006, 168.

⁴ Voß-Preis-Rede.

⁵ M. v. Albrecht, Geschichte der römischen Literatur. Bd. 1, Bern 1992, 118; 214; 248.

⁶ M. v. Albrecht, Große römische Autoren. Bd. 1, Heidelberg 2013, 38.

Wie sehr ihm das produktive Fortwirken der römischen Literatur am Herzen liegt, beweisen auch die drei Bände von „Antike und Neuzeit“, die er vor vier Jahren herausgebracht hat (Heidelberg 2019); sie enthalten insgesamt 27 Aufsätze.

Rechtsgrundsätze auch im Krieg

Im zweiten Band kommt er ebenfalls auf Livius' Bedeutung für die Nachwelt zu sprechen. Er berichtet, dass der Vorkämpfer des modernen Völkerrechts, Hugo Grotius († 1645), sich in seinem Hauptwerk *De iure belli ac pacis* (1625) auf eine Erzählung des Livius stützt. Darin schildert Livius, wie der altrömische Politiker und Heerführer Camillus gegenüber einem gewissenlosen Schulmeister der gegen Rom kämpfenden Falisker handelt. Dieser Lehrer hatte die ihm anvertrauten Kinder ins Heerlager des Camillus entführt, um sie den Römern auszuliefern und die Falisker damit kampfunfähig zu machen. Camillus aber sagt zu ihm:

Du bist nicht zu einem dir ähnlichen Volk und Feldherrn gekommen, du Verbrecher, mit deinem verbrecherischen Geschenk! Wir haben mit den Faliskern keine Gemeinschaft, die auf von Menschen geschlossenen Vereinbarungen beruht; die aber die Natur für beide geschaffen hat, die besteht und wird bestehen bleiben. Auch der Krieg hat wie der Friede seine Rechtsgrundsätze; und wir haben gelernt, ihn nicht weniger rechtlich als tapfer zu führen. Wir gebrauchen unsere Waffen nicht gegen dieses Alter, das auch bei der Einnahme einer Stadt geschont wird ...⁷

Die Geschichte endet damit, dass die Falisker, beeindruckt von der römischen „Vertragstreue“ und „Gerechtigkeit“, ihren Hass aufgeben und sich den Römern freiwillig fügen. – Worauf es von Albrecht aber vor allem ankommt, ist die eindringliche Botschaft, dass „bestimmte Rechtsgrundsätze auch im Krieg gültig bleiben“.⁸ – Und eben darauf kommt es offenbar auch dem Völkerrechtler Grotius an, der sein Buch im siebten Jahr des Dreißigjährigen Krieges veröffentlicht und von Anfang an die Mäßigung der Kriegsparteien und ihre Verständigung angestrebt hat.

Eine Überlegung, die von Albrecht noch einfügt, bezieht sich zwar zunächst auf Livius und die Römerzeit, hat aber in der Gegenwart neue Aktualität gewonnen:

In seiner meisterhaft aufgebauten Erzählung stellt er seinen Lesern vor Augen, dass wahrhaft römisches und wahrhaft menschliches Verhalten zusammenfallen sollten.

⁷ *Non ad similem, inquit, tui nec populum nec imperatorem scelestus ipse cum scelesto munere venisti. Nobis cum Faliscis quae pacto fit humano societas non est: quam ingeneravit natura utrisque est eritque. Sunt et belli, sicut pacis iura, iusteque ea non minus quam fortiter didicimus gerere. Arma habemus non adversus eam aetatem cui etiam captis urbibus parcitur ...* (Liv. 5, 27, 5-7); M. v. Albrecht, Antike und Neuzeit. Bd. 2, S. 183 ff. (Übers.: M. v. A.).

⁸ a.a.O. S. 185.

Damit ist einer politischen Ideologisierung des römischen Fatums, das als Zweck die Mittel heiligen könnte, ein Riegel vorgeschoben.⁹

Ständiges Ringen um Selbsterkenntnis

Fortwirken antiker Literatur – dass der sogenannte Rezipient dabei eine oftmals höchst aktive Rolle spielt, macht von Albrecht in seinen Beiträgen immer wieder deutlich. Wenn man sich mit seiner Kommentierung des Buches „Nach den Satiren“ von Durs Grünbein beschäftigt, werden die Vorgänge, in denen sich das Fortwirken antiker Literatur entfaltet, vielleicht noch besser verstehbar als gewöhnlich.¹⁰ Diesem Anliegen kommt Grünbein vielfach auch selbst entgegen, indem er seine Leser wissen lässt, mit welchem Text er sich gerade speziell auseinandersetzt. Zum Beispiel übersetzt er Hadrians Gedicht *Animula vagula blandula* zunächst wörtlich und lässt unmittelbar danach seine eigene Umgestaltung dieses Gedichts folgen.¹¹

Das Resümee, mit dem von Albrecht die von ihm dargestellten Beobachtungen abschließt, gilt wohl für das Fortwirken antiker Literatur allgemein:

Aus alledem ergibt sich die große Bedeutung des rezipierenden Autors, dessen Bewusstsein den Rahmen für die Rezeption bestimmt und sich in Wechselwirkung mit dieser entwickelt.¹²

Die Frage, welchen Ertrag ein Autor aus seiner Beschäftigung mit antiker Literatur für sich persönlich gezogen haben könnte, beantwortet von Albrecht grundsätzlich zurückhaltend. Doch bei Grünbein stellt er mit einiger Bestimmtheit fest, dass ihm für sein „ständiges Ringen um Selbsterkenntnis“ die Auseinandersetzung mit antiker Dichtung eine Stütze war.¹³ – In ähnlichem Sinn äußert er sich über Grünbeins Vorliebe für das „genaue Wort“.¹⁴

Wenn vom Fortwirken antiker Literatur in der Neuzeit die Rede ist, werden die wenigsten von uns an russische Autoren denken. Aber das ist, wie von Albrecht überzeugend darlegt, sachlich ganz unbegründet. Gleich zwei seiner Aufsätze im dritten Band von „Antike und Neuzeit“ behandeln große russische Autoren des 19. Jahrhunderts: Turgenev († 1883) und besonders eingehend Puschkin, den russischen Nationaldichter († 1837).

⁹ a.a.O. S. 185.

¹⁰ Antike und Neuzeit. Bd. 1, S. 213 ff.

¹¹ a.a.O. S. 220.

¹² a.a.O. S. 223.

¹³ a.a.O. S. 216 ff.

¹⁴ a.a.O. S. 219 ff.

Dass ein deutscher Altphilologe wissenschaftliche Arbeiten über russische Autoren veröffentlicht, muss man wohl erklären: Russisch hat von Albrecht schon als Kind gesprochen. Seine Großmutter war Russin. Die beiden sprachen russisch miteinander. Russisch, so sagte er 2004 in St. Petersburg, wurde mir „zwar nicht als Muttersprache, aber als Großmuttersprache in die Wiege gelegt“!¹⁵ Aber es blieb nicht beim familiären Gebrauch der russischen Sprache. Später beschäftigte er sich mit russischer Literatur, und dann veröffentlichte er, wie man nun sieht, auch Arbeiten darüber! – Als bei einem Euroclassica-Treffen einmal der Name Michael von Albrecht fiel, wurde unsere russische Euroclassica-Kollegin sofort ganz lebhaft; von Albrecht war ihr längst ein Begriff, und sie sprach mit Hochachtung von seinen Publikationen über russische Klassiker!

Emanzipatorische Kraft der Antike

Sein Aufsatz über Puschkin hat den Titel: „Gegenwart der Antike in Puschkins Sprachschöpfung“. Mit mehr als 60 Seiten ist er der umfangreichste der ganzen Sammlung, und inhaltlich ist er zugleich besonders fesselnd. Denn von Albrecht schildert darin mit Einfühlung und bewundernswerter Sachkenntnis, wie Puschkin in seinem kurzen Leben – er wurde nur 37 Jahre alt – gegen große Widerstände und unter persönlichen Opfern einen neuen Stil bildete, der „von der Gesamtheit als gültig anerkannt“ wurde und „in gewissem Sinne auch heute noch“ anerkannt wird. Sein Stilideal formuliert Puschkin, in der Übersetzung von Albrechts, einmal so: „Genauigkeit und Kürze: das sind die ersten Tugenden der Prosa.“¹⁶

Zu den antiken Autoren, deren Stil Puschkin am meisten geschätzt habe, gehören Horaz, Ovid, Apuleius, Petronius, Anakreon, Xenophanes. Lateinische Autoren konnte er unter Heranziehung des Originals lesen, griechische las er in Übersetzungen. Mit der griechisch-römischen Mythologie war er bestens vertraut.

Aber auch Puschkins Beschäftigung mit geistigen Traditionen und mit Problemen der damaligen Gegenwart führt von Albrecht uns eindrucksvoll vor Augen: Puschkins Ode *Freiheit* verherrliche – in der auf Grotius und Montesquieu zurückgehenden Tradition – die Herrschaft von Recht und Gesetz; kein Fürst, aber auch kein Volk stehe über dem Gesetz! Und in seinem Versroman *Onegin* macht er die Mode zum Thema: Mit Scharfblick stelle er fest, dass die Mode zum „Tyranen“ werden könne; in gewissen Kreisen der Gesellschaft werde, wie von Albrecht es formuliert, „die oberste Gewalt von einer so nichtigen Macht wie der Mode ausgeübt“!¹⁷

¹⁵ Voß-Preis-Rede.

¹⁶ Antike und Neuzeit. Bd. 3, S. 117; 123.

¹⁷ a.a.O. S. 130; 136.

In diesem Aufsatz spricht er mehrmals von der „emanzipatorischen Kraft“ der Antike. Diese Kraft – einschließlich des römischen Rechts und seines Fortwirkens bei Grotius – gestatte es dem Dichter, „seine vom Traditionellen abweichende Erfahrung zu bewältigen“!¹⁸

Michael von Albrecht hat die literarischen und zivilisatorischen Wirkungen antiker Autoren auf spätere Zeiten so gründlich studiert wie nur wenige. Wichtig sind ihm dabei nicht nur die großen, historisch greifbaren Wirkungen, sondern auch die zunächst kaum sichtbaren lebenspendenden Wirkungen der Interpretation klassischer Texte in Schule und Universität. „Philologisches Lesen“ ist der Ausdruck, den er hierbei verwendet. Und die Wirkung, die er davon erwartet, dürfte heute, wo die Gefangenschaft im eigenen Ich zunehmend als Problem erkannt wird, aktueller sein denn je. Er sagte bei dem eingangs erwähnten Festakt:

Philologisches Lesen ist kein Luxus. Der unphilologische Leser sucht und findet in allen Texten nur sich selbst. Der philologische aber bedenkt die Situation des Schreibers und die Entstehungsbedingungen und inneren Gesetzmäßigkeiten des Textes, kurz: er entdeckt das Fremde und bemüht sich, es zu verstehen. Mag dies auch nie vollkommen gelingen, doch bricht allein schon der Versuch die Selbstbezogenheit des einsamen Ich auf. Begegnung wird möglich, Reflexion, die auf das lesende Individuum zurückwirkt und es von bloßer Selbstbespiegelung zur Selbsterkenntnis führt.

¹⁸ a.a.O. S. 157 f.

Christoph Wurm (Dortmund)

Meeresreise mit Vergil – Das *Itinerarium* des Francesco Petrarca

2018 erschien in Italien eine handliche Taschenbuchausgabe jenes Briefes von Petrarca, der gemeinhin *Itinerarium Syriacum* genannt wird, zweisprachig Latein – Italienisch. Sie trägt den Titel *Guida al viaggio da Genova alla Terra Santa*. Es lohnt, sich im Lichte neuerer italienischer Arbeiten in diesen Text zu vertiefen.¹

Im Frühjahr 1358 erhält Francesco Petrarca (1304-1374) von einem Mailänder Freund die Einladung zu einer gemeinsamen Pilgerreise ins Heilige Land. Dieses Angebot stammt von Giovanni Mandelli, einem adligen Kriegsmann und Politiker von hoher Bildung. Eine solche Fahrt nahm damals ungefähr ein Vierteljahr in Anspruch.

Der Dichter war sein ganzes Leben über leidenschaftlicher Reisender.² In einem der ersten Briefe seiner *Epistolae ad familiares*³ (I,4) hat er die Motive genannt: das Bedürfnis, möglichst viele neue Orte kennenlernen, ebenso die Sitten der Einwohner, und Vergleiche mit dem Vertrauten anzustellen. Umso mehr bedauert er es, die Einladung ablehnen zu müssen, und zwar hauptsächlich, weil er die See zu sehr fürchte: *Cum multae igitur me teneant causae, nulla potentior quam pelagi metus*. (3)

Stattdessen schreibt er für seinen Freund auf dessen Wunsch einen Führer für die geplante Pilgerfahrt, ein *Itinerarium* von Genua nach Jerusalem und Alexandria; in drei Tagen habe er, so schreibt er, die Reise von drei Monaten abgehandelt (80).

Wie am Beginn des Briefes über seine Besteigung des Mont Ventoux⁴ spricht Petrarca von seiner *cupiditas videndi*. Das Meer fürchte er, der Anblick des Meeres dagegen erfreue ihn, er sei begierig, es zu betrachten (6).

¹ Alle Zitate aus dem *Itinerarium* entstammen dieser Ausgabe, hrsg. und übers. von U. Dotti, Mailand 2018. Die Zahlenangaben in Klammern beziehen sich auf die Abschnittseinteilung dort. Schreibweise und Zeichensetzung der Zitate habe ich, um die Lektüre zu erleichtern, an der einen oder anderen Stelle der heute bei uns üblichen angeglichen (vor allem *quae* statt *que*).

² Vgl. L. Chines, Francesco Petrarca, Bologna 2016 (2012), 41, mit Textbelegen, in denen er seine Bewunderung für Odysseus zum Ausdruck bringt. Vgl. auch R. Antognini, Il progetto autobiografico delle Familiars di Petrarca, Mailand 2008, 181 und 226. – G. Frasso, G. Billanovich, L. Capellini, Unterwegs mit Petrarca, Padua 1975, ist ein Bildband, der das Wanderleben des Dichters veranschaulicht.

³ Eine Anthologie derjenigen Briefe Petrarcas, die in ihrer Gesamtheit das Thema Reisen behandeln, ist die Ausgabe *Lettere di viaggio*, hrsg. von N. Tonelli, Palermo 1996.

⁴ Vgl. C. Wurm, „Bergtour mit Augustinus – Petrarca auf dem Mont Ventoux“ in *Forum Classicum* 4/2019, 252-257.

Am Ventoux schwankt Petrarca zwischen Selbstreflexion und Beobachtung der Landschaft. Er empfindet sogar Reue darüber, eine irdische Freude, die Gipfelaussicht, genossen zu haben. Er hat nämlich auf der Spitze in die *Confessiones* geschaut, wo Augustinus vor der Überschätzung irdischer Genüsse warnt. „Il paesaggio del Ventoso è un paesaggio negato, ma per ragioni di ordine etico e religioso.“⁵ („Die Landschaft des Ventoux ist eine abgelehnte Landschaft, aber aus Gründen ethischer und religiöser Kategorie.“)

Das *Itinerarium* dagegen vermittelt seine *cupiditas videndi* ungetrübt. Nicht er selbst steht ja im Zentrum, sondern die Stätten, die sich dem Blick des Freundes darbieten werden. Über das Rote Meer etwa schreibt Petrarca, mit einem der häufigen Verweise auf Vergils *Aeneis* (VIII, 686): *Incidet forte cupiditas maris Rubri videndi, quod proprie a poeta non mare, sed litus Rubrum dictum est: non enim ab aquis, sed a colore litoris nomen hoc trahitur.* (69)

Weit eher für diesen Führer als für den Ventoux-Brief gilt daher Jacob Burckhardts klassische Einschätzung:

Vollständig und mit größter Entschiedenheit bezeugt dann Petrarca, einer der frühesten völlig modernen Menschen, die Bedeutung der Landschaft für die erregbare Seele. (...) Petrarca war nämlich nicht bloß ein bedeutender Geograph und Kartograph – die früheste Karte von Italien soll er haben entwerfen lassen – er wiederholte auch nicht bloß, was die Alten gesagt hatten, sondern der Anblick der Natur traf ihn unmittelbar.⁶

Bis zur Rückkehr des Freundes wolle er lieber zu Lande Italien und Europa bereisen (7). Um währenddessen trotzdem bei ihm zu sein, sendet er ihm ein längeres Schreiben, das er selbst – ein höfliches understatement – gut ciceronianisch als *litterulae* (9) bezeichnet. Er beschreibt seine Intention folgendermaßen (7):

Seinen Freund will er im Geist begleiten, ein ‚Bild‘ (*imago*) Petrarcas soll der Reiseführer für den Freund sein, nicht ein Bild seines Antlitzes, das im Laufe der Zeit große Veränderungen durchmache, sondern ein Abbild (*effigies*) seines Geistes, „das gewiss, so winzig es ist, doch der beste Teil von mir ist“ (*quae, quantulacumque est, profecto pars mei optima est*). (7)

Das *Itinerarium*, wie Petrarca es selbst nennt, besteht aus zwei Teilen: der erste, von Genua nach Neapel, beschreibt Orte der Küste des Tyrrhenischen Meeres, die der Dichter aus eigener Anschauung kennt und Revue passieren lässt (1-46).

Der zweite (47-81), von Neapel über Otranto nach Griechenland, dann nach Jerusalem und Alexandria, basiert nur auf Petrarcas Lektüre. „La guida proposta

⁵ C. Tosco, Petrarca: paesaggi, città, architetture, Macerata 2011, 108.

⁶ Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch, Stuttgart 1988 (1926), 215f. – Petrarca war Sammler von Landkarten, vgl. Tosco, Petrarca, 77.

nell'*Itinerario* stupisce quindi il lettore moderno (...), ma non stupiva quello medievale, che cercava nella lettura un motivo d'edificazione spirituale.⁷ – „Der im *Itinerarium* vorgestellte Reiseführer erstaunt daher den modernen Leser (...), nicht aber den mittelalterlichen, der in der Lektüre ein Motiv geistlicher Erbauung suchte.“

Petrarca schreibt *has litterulas* (9) für eine Reise, die er selbst nie gemacht hat, über Orte, die er selbst nie sah, wahrscheinlich nie sehen wird: *ea certe necdum vidi omnia, nec umquam forte visurus sum* (9).

Trotzdem leistet er der Aufforderung Folge, um Seelenheil und Bildung des Freundes einen Dienst zu erweisen:

Parebo equidem, eoque promptius, quo iustius cupis: primum scilicet ut quae ad salutem animae, dehinc quae ad notitiam rerum et ingenii ornamentum, postremo quae ad memoriam exemplorum excitandumque animum pertinere videbuntur explicem iterque longissimum brevi stilo metiar. (9)

Trotz des Unterschieds zwischen den beiden Teilen bildet der Text eine Einheit. Petrarca verschmilzt geographische Information, antike Mythologie, antike Geschichte und christliches Glaubensgut. Diese Elemente sind nicht wie Schichten voneinander abhebbar, sondern ineinander verwoben. So ist der Grund dafür, dass ein Ort überhaupt genannt und hervorgehoben wird, häufig kein geographischer, sondern ein geistiger.

Er will dem Freund dabei helfen, die Landschaft als Ensemble markanter, klar konturierter und geographisch eingeordneter Elemente zu erleben, und zugleich als „paesaggio cultural-letterario“.⁸ Auch wenn unklar ist, welchen Gebrauch Mandelli von dem *Itinerarium* machte, ja ob er überhaupt zu der Pilgerreise aufbrach⁹ – in jedem Fall war Petrarca's Brief ein „prezioso regalo“.¹⁰ Von Bord aus war das Landschafts-Ensemble als zeitliche Abfolge erlebbar:

La navigazione litoranea era una pratica diffusa nel medioevo, che preferiva per sicurezza allungare il tragitto restando vicini alla terraferma, piuttosto che inoltrarsi in mare aperto. Lo squadro del viaggiatore è uno sguardo itinerante, che osserva dalla nave le spiagge, i promontori, le scogliere, i villaggi visibili nell'entroterra, i castelli, le terre lavorate. La percezione estetica dei luoghi si afferma qui nella sua immediatezza, senza intenti moralistici, teologici o didascalici.¹¹

⁷ Tosco, Petrarca, 79.

⁸ Dotti, Guida (vgl. Anm.1), 24.

⁹ P. Rigo, „Tra viaggio reale e topoi narrativi nell'*Itinerarium ad sepulchrum Domini nostri Yesu Christi* di Francesco Petrarca in A. Gimbo et al., *Viaggi, itinerari, flussi umani: Il Mondo attraverso narrazioni, rappresentazioni e popoli*, Rom 2014, 255-266, hier: 256.

¹⁰ ebd.

¹¹ Tosco, Petrarca, 80f.

Das Fahren in Küstennähe war eine im Mittelalter [man könnte hinzufügen: wie in der Antike] verbreitete Praxis, als man es aus Gründen der Sicherheit vorzog, eine längere Reise in Kauf zu nehmen, und dafür nahe dem Festland zu bleiben, statt auf hohe See hinauszufahren. Der Blick des Reisenden ist ein wandernder Blick, der vom Schiff aus die Strände, die Vorgebirge, die Klippen, die landeinwärts liegenden Dörfer (soweit sichtbar), die Kastelle, die kultivierten Flächen beobachtet. Die ästhetische Ortswahrnehmung wird hier in ihrer Unmittelbarkeit deutlich, ohne moralisierende, theologische oder didaktische Intentionen.

Verschiedene Gründe sind es, die dem *Itinerarium* seine Eigenwilligkeit verleihen. Zum einen die Briefform, die den Verfasser zu sorgfältiger Dosierung und Pointiertheit zwingt. Dazu kommt: Er schreibt keinen Pilgerführer für jedermann, sondern für seinen Freund. Und: Im zweiten Teil geht es um Orte, die der Autor nicht aus eigener Anschauung kennt. Außerdem geht die Reise nicht – wie damals üblich – von Venedig aus, sondern von Genua.

Dieses ‚Format‘ des *Itinerariums* bedingt das vorsichtige Setzen der Pinselstriche, das weitgehende Aussparen religiöser, erbaulicher Betrachtungen. Petrarca wollte dem Freund aus seiner immensen Belesenheit heraus das liefern, was diesem nützte und gefiel, nichts, was dieser, „fervente cristiano“,¹² schon selbst besaß.

Rom, *regina urbium*, spart Petrarca mit der überzeugenden Begründung aus, dass eine angemessene Würdigung den Rahmen seines *Itinerariums* sprengen würde (26). Der Schwerpunkt des Reiseführers liegt verständlicherweise auf dem, was Petrarca aus eigener Anschauung kannte, weshalb die Schilderungen des ersten Teils wesentlich detaillierter ausfallen.

Petrarca will nichts beschreiben, was *assidue subiecta oculis inculcare auribus supervacuum est* (10). [*N]eque enim scribo nunc historiam, sed loca describo* (12).

Er schreibt ohne Ornamente, liefert dem Freund charakteristische Einzelhinweise, etwa zur Etymologie der Ortsnamen, und ruft ihm Gelesenes ins Gedächtnis zurück.

Am Papsthof in Avignon, der in Verbindung mit Florenz und Siena steht, entwickelt sich im 14. Jahrhundert eine Bewegung, die etwa toskanische Maler wie Martini und Giovannetti anzieht. „Il paesaggio era ormai una parte viva del patrimonio culturale, condivisa tra gli artisti dell’immagine e gli artisti della parola“.¹³ – „Die Landschaft war nun ein lebendiger Teil des kulturellen Erbes, in den sich die Künstler des Bildes und die des Wortes teilten.“ In diesen

¹² Dotti, Guida, 93, Anm. 14.

¹³ Tosco, Petrarca, 107.

Zusammenhang gehört auch Petrarca's Landschafts- und Naturbegeisterung. Hier ein Beispiel seiner Landschaftszeichnung (17f.):

Wenn Du von hier [=von Genua aus] losgefahren bist, wende jenen ganzen Tag die Augen nicht vom Land auf der linken Seite. Vieles nämlich werden sie zu sehen bekommen, was Du viel leichter bewundern kannst, als dass irgendjemand es beschreiben könnte: sehr anmutige Täler, Bäche, die zwischen ihnen hinabfließen, Hügel, die durch ihre Schroffheit sehr angenehm zu schauen sind und durch ihre erstaunliche Fruchtbarkeit auffallen, auf den Felsen mächtige Städte, zahlreiche Dörfer. Häuser, aus Marmor und vergoldet, wirst Du am Ufer verstreut sehen, wohin Du nur schaust, und Du wirst staunen, dass eine solche Stadt [=Genua] von dem Schmuck und den Schönheiten ihrer Landgüter noch übertroffen wird. Wenn du zwanzig weitere Meilen zurückgelegt hast, wirst Du, wenn ich mich nicht täusche, zu einem in die Wellen ragenden Vorgebirge gelangen, das die Bewohner selbst ‚Haupt des Berges‘ [=Caput Montis, heute Capodimonte] nennen (...).

Aus der breiten Skala der Hinweise, die Petrarca seinem Freund zu antiker Mythologie, Geschichte und Literatur gibt, sticht vor allem ein Autor hervor, der immer wieder Erwähnung findet: Vergil, der Dichter, an den Petrarca immer wieder denken muss, nicht nur im ersten Teil der Reise. Immer wieder wird er als Quelle genannt, „Virgilius“, „Maro“ oder einfach „poeta“.

In erster Linie ist es der Dichter der *Aeneis*, des *divinum poema* (43), der hier herangezogen wird. Die Reise – nicht von Venedig, sondern von Genua aus entlang der tyrrhenischen Küste – führt ja zu mehreren Aeneas-Stätten.

Aber auch Hinweise auf die *Bucolica* und die *Georgica* fließen ein, mitunter Wendungen Vergils ohne besondere Kennzeichnung. Petrarca bezieht sich aber auch auf die Biographie des Vergil sowie auf die ihm zugeschriebene Magie. Hinweise auf ihn, mit dessen Werk auch der Freund vertraut ist, ziehen sich durch den Brief wie ein roter Faden.

Unter den erwähnten Orten an der Küste dürfen selbstverständlich Gaeta (28) und Capo di Miseno (31), das Ende der Phlegräischen Halbinsel am Golf von Neapel, nicht fehlen, jedem *Aeneis*-Leser vertraut sein als Erinnerungsorte an Caeta und Misenus, die Amme und den Trompeter des Aeneas. Zu Misenus schreibt er, manche behaupteten, dieser sei von Aeneas als Menschenopfer anlässlich seiner Fahrt in die Unterwelt gebracht worden (31). Unweit von Capo di Miseno ist ja der Avernersee (32):

Hic Sibillae Cumanae domus maxima, super horrentem Averni ripam cernitur, iam senio semiruta, habitatore quidem nullo, sed variarum volucrum nidis frequens.

Er kommt auch auf die sogenannte Grotta di Virgilio zu sprechen, im Mittelalter für das *vulgus* Beleg der magischen Fähigkeiten Vergils. Petrarca setzt diesem

geistlos-bornierten (*insulsus*) Aberglauben des *vulgus* aufklärerisch eine rationale Erklärung entgegen:

Non longe a Puteolis Falernus collis attollitur, famoso palmitum nobilis. Inter Falernum et mare mons est saxeus hominum manibus perfossus, quod vulgus insulsum a Virgilio magicis cantaminibus factum putat. (36)

Ein Höhepunkt der Reise wird das Erlebnis der Straße von Messina sein. Bei der Schilderung von Scylla und Charybdis (43) ruft Petrarca dem Freund den Unterschied der Fahrtrichtung zu der des Aeneas (*Aen.* III, 420-428) in Erinnerung:

Wenn Du von dort aus [von Scalea aus, *ubi angustissima Italia est,*] an die äußerste Spitze Italiens gelangst, an jene, die nach Westen weist, wirst Du – beinahe ohne die Augen zu bewegen und fast gleichzeitig – auf der einen Seite Rhegium Calabriae, die Hauptstadt von Kalabrien, auf der anderen das sizilische Messina erblicken.

In der Mitte liegt ein Leuchtturm, der von Messina genannt wird, wo sich jene berüchtigten, von den Seefahrern sehr gefürchteten Ungeheuer befinden: Scylla und Charybdis. Es ist bekannt, dass Scylla ein wellenumbrandeter und sturmumtoster Felsen auf der linken Seite ist, Charybdis ein großer und reißender Strudel auf der gegenüberliegenden.

Du brauchst nicht zu stutzen, weil die beiden im dritten Buch von Vergils göttlichem Gedicht anders lokalisiert zu sein scheinen. Bei ihm geht es nämlich um den Weg eines nach Italien kommenden Reisenden, bei mir dagegen um den von einem, der Italien verlässt.

Petrarca bediente sich des Lateinischen mit derselben Leichtigkeit wie des Italienischen.

[P]er Petrarca latino e volgare non erano due lingue diverse, come sono per noi: erano due diverse possibilità espressive interne a un unico eloquium (=lingua), a cui lui attribuiva all'occorrenza le specificazioni di latinum (=latino) e volgare (=volgare).¹⁴

Für Petrarca waren Latein und Volkssprache nicht zwei unterschiedliche Sprachen, wie für uns, sondern zwei verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten innerhalb eines einzigen eloquium (=Sprache), dem er jeweils bei Bedarf die genaueren Bezeichnungen latinum (=Latein) und volgare (=Volkssprache) zuordnete.

In demselben Sinne rühmt in Dantes Göttlicher Komödie der Mantuaner Troubadour Sordello (13. Jh.) seinen Landsmann Vergil, durch diesen sei offenbar, was „la nostra lingua“ vermöge.¹⁵

¹⁴ G. Patota, *La grande bellezza dell'italiano. Dante, Petrarca, Boccaccio*. Roma-Bari 2015, 110.

¹⁵ Vgl. C. Wurm, „Latein und romanische Sprachen – Dantes *De vulgari eloquentia* und der *Diálogo de la lengua* des Juan de Valdés. *Forum Classicum*, 2/2015, 11-117, hier: 112.

Die großen römischen Autoren sind für Petrarca „amici, maestri da imitare ed emulare“.¹⁶ „[L']amatissimo Virgilio“¹⁷ und seine anderen Lieblingsautoren – er nennt Horaz, Boethius und Cicero – sind ihm in Fleisch und Blut übergegangen, *medullis affixa sunt*:

Legi semel apud Ennium, apud Plautum, apud Felicem Capellam, apud Apuleium, et legi raptim, propere, nullam nisi ut alienis in finibus moram trahens.

Dagegen:

Legi apud Virgilium apud Flaccum apud Severinum [er meint Boethius] apud Tullium; nec semel legi sed milies, nec cucurri sed incubui, et totis ingenii nisibus immoratus sum. Haec [...] se mihi tam familiariter ingessere et non modo memoriae sed medullis affixa sunt unumque cum ingenio facta sunt meo, ut etsi per omnem vitam amplius non legantur, ipsa quidem haereant, actis in intima animi parte radicibus.¹⁸ (Fam. XII 2,11-13)

Petrarca hat beim Abfassen eines Briefes nicht aus den Augen verloren, dass die Fahrt seines Freundes keine gewöhnliche Reise, sondern eine Pilgerfahrt, und damit Abbild des Weges der Seele zu Gott, ist (64). Die Reise endet aber nicht in Jerusalem:

La Terrasanta di Petrarca è certo la meta tradizionale dei pellegrinaggi al Santo Sepolcro, ma è anche lo spazio di esaltazione della civiltà classica: l'itinerario ideale non si conclude a Gerusalemme, alla tomba vuota di Cristo, ma prosegue fino ad Alessandria d'Egitto, alla tomba del Macedone.¹⁹

Das Heilige Land Petrarcas ist gewiss das traditionelle Ziel der Wallfahrten zum Heiligen Grab, aber es ist auch der Raum der Verherrlichung der klassischen Kultur: der ideale Reiseweg endet nicht in Jerusalem am leeren Grab Christi, sondern führt weiter bis nach Alexandria in Ägypten, zum Grab Alexanders.

¹⁶ S. Vinceti, Hrsg., *L'attualità del Petrarca*, Rom 2004, Einl., S. 28.

¹⁷ Chines, *Francesco Petrarca*, 21.

¹⁸ Zitiert nach: *Francesco Petrarca, Le Familiari*, hrsg. von V. Rossi und U. Bosco. Bd. 4, Florenz 1942, 106.

¹⁹ Tosco, *Petrarca*, 79.

Heiko Ullrich (Kraichtal)

Rezension

Hans-Joachim Reischmann: Große Frauen von großen Römern. Der markante Charme römischer First Ladies, Berlin: NoRa 2022, ISBN: 978-3-86557-520-3, €14,99.

Hans-Joachim Reischmanns Versuch, einem breiten Publikum die Faszination großer Frauengestalten aus der römischen Geschichte näherzubringen, ist in zehn Kapitel aufgeteilt: Einer allgemeinen Einführung folgen neun Kapitel, die sich – aufgrund der Quellenlage notgedrungen – in erster Linie an den Männern der jeweiligen Frauen orientieren: Cicero, Caesar, Marcus Antonius, Catull und Cato repräsentieren die römische Republik, Augustus, die mit maliziösem Augenzwinkern in ein Kapitel zusammengedrängten Todfeinde Claudius und Nero sowie Plinius, dem umgekehrt gleich zwei Kapitel gewidmet werden, die Kaiserzeit. Die *inventio* und *dispositio* machen einen vielversprechenden Eindruck: Auf der Grundlage von Ursula Blank-Sangmeisters zweisprachiger Textsammlung *Römische Frauen* ist ein Werk wie das von Reischmann in Angriff genommene zweifelsohne von vornherein mit einer mehr als angemessenen Materialfülle ausgestattet, aus der Reischmann nicht eben innovativ, aber konsequent dem Titel seines Buches folgend auswählt: Die politischen und literarischen Schwergewichte des Alten Rom sind in seinem Werk in einer Auswahl vertreten, die sich so oder ähnlich auch in den meisten gymnasialen Lehr- und Lesebüchern findet.

Literaturverzeichnis und Titel allerdings zeigen gleichzeitig bereits *in nuce*, dass die *elocutio* leider nicht in demselben Maße zu Reischmanns Stärken zählt wie die beiden vorangegangenen Arbeitsschritte: Selbstverständlich kennt er die von ihm als Quellen herangezogenen Autoren nicht allein oder auch nur primär aus Sangmeisters Anthologie, selbstverständlich hat er sich mit ihrem Frauenbild auch unabhängig von und insbesondere vor einer Lektüre der *Römischen Frauen* auseinandergesetzt; dass er Sangmeisters bereits 2001 erschienene Textsammlung im Literaturverzeichnis mit dem Erscheinungsjahr 2019 anführt (S. 174), ist aber nicht nur eine plausible Erklärung für die Entstehung der vorliegenden Publikation gerade zum jetzigen Zeitpunkt, sondern leider insbesondere auch symptomatisch für die Zitiertechnik Reischmanns: Die ersten beiden Zitate aus Livius etwa werden folgendermaßen nachgewiesen: „(Livius I, 57, 10)“ (S. 8) bzw. „(Livius AUC 2, 13)“ (S. 10); vor dem Versuch, in dieser Zitierweise auch nur einen Ansatz von Konsequenz erkennen zu wollen, hat etwa der Verfasser der vorliegenden Rezension in mutmaßlich weiser Voraussicht sogleich kapituliert.

Wenn man – insbesondere gegen Ende des Buches – auf buchstäblich jeder Seite von mörderischen „Flottenkommandanten“ oder einem (leider nicht nur in inhaltlicher Hinsicht) fehlerhaften „Mechanismus“ (S. 140 bzw. 141) erschreckt wird, weiß man als Gymnasiallehrer, der bei so gut wie jeder schriftlichen

Ausarbeitung eines Schülers die Hände vor Entsetzen über dem Kopf zusammenschlagen muss, dass dieses Buch keinem Schüler jemals in die Hände fallen darf – der betreffende Heranwachsende könnte versucht sein, syntaktische Formulierungen wie die folgende für korrektes Deutsch zu halten: „Und welche so entschlossen ihre Vita, bereits die Namensgebung manipulierend, in selbsttätige Hände nimmt und das Fundament ihrer Biographie in eigener Kreation gestaltet, der traut man auch zu, dass [...]“ (S. 143). Die Grenze zwischen dem Willen zur Annäherung an das ohnehin stets flüchtige Phantom der Jugendsprache, auf die der Anglizismus im Untertitel des Buches („First Ladies“; man vergleiche etwa Julia Livillas „Oneway-Ticket“ in den Tod, S. 125) verweist, und grammatikalischen Fehlleistungen wie der zitierten macht vielleicht kein Umstand deutlicher als die Ersetzung des hochsprachlichen Genitivs „großer Römer“ durch das gewählte umgangssprachliche Präpositionalattribut „von großen Römern“.

Natürlich geht es hier weniger um saloppe Wendungen wie „absolute Nummer eins“ oder „voll im Trend“ (S. 149), aber die unpassende Verwendung eher vulgärer Ausdrücke wie „versaut“ (S. 104) zeigt ebenso Reischmanns Unsicherheit bei der Verwendung dieser Art von Vokabular wie sein Raisonement zur Übersetzung von *futuere*, innerhalb dessen ihm ausgerechnet die üblichste aller Übersetzungen ins Deutsche nicht in den Sinn kommt. Noch symptomatischer ist Reischmanns Übersetzungsvorschlag für Senecas *hoc saxum (ad Helv. 6,5* – von Reischmann ohne Stellenangabe zitiert), der bezeichnenderweise in den Klammern der ironisch-distanzierten Parenthese daherkommt: „(was man in der heutigen Weltsprache als ‚that fucking rock‘ verstehen würde)“ (S. 125f.). Vor dem Hintergrund der für einen Altphilologen gewiss nicht ganz untypischen Konservatismen wie der eben zitierten ironischen Distanz zur gegenwärtigen „Weltsprache“ sind die zuvor angeführten verbalen Entgleisungen Reischmanns vielleicht auch bewusstes Kalkül: Um sich als Autor, der eigentlich (zumindest im Bereich des Wortschatzes) einen recht kultivierten Stil pflegt, der wohl nicht ganz zufällig an die Sprache des Verfassers der *Rosen für Apoll* und des *Cäsar läßt grüßen* gemahnt, nicht am Ende noch dem Verdacht auszusetzen, mit dem Ewiggestrigen zu liebäugeln, schreckt Reischmann schließlich auch nicht davor zurück, etwas überbetont dem aktuellen politischen Mainstream zu folgen und etwa Donald Trump „bescheidene[] Geschichtskennntnisse[]“ (S. 21) zu attestieren oder dessen Anhänger als „nationalistische Dampfbaken“ (S. 148) zu beschimpfen, womit er sich bisweilen bedenklich einem Stammtischniveau annähert, das den Leser nur peinlich berühren kann.

Unabhängig von der Schuldzuweisung für problematische Entscheidungen wie derjenigen für die Realisierung eines Buchtitels, in dem das β zweimal erscheint – in Blockbuchstaben –, oder offensichtliche orthographische Schnitzer wie „Thuki-

dides“ (S. 116) oder „desweiteren“ (S. 145) an den Autor oder das Lektorat sollte das Buch also tunlichst nicht in die falschen Hände gelangen – was durchaus bedauerlich ist. Denn Reischmanns Schwächen in der *elocutio* zum Trotz handelt es sich bei dem Verfasser der *Großen Frauen von großen Römern* um einen überaus talentierten Erzähler, dem das essayistische Rasonieren von einer Anekdote zur nächsten in einem meist eleganten Parlando vielfach leicht von der Hand geht, solange er sich nicht durch bewusste Fehlentscheidungen selbst im Wege steht oder über sprachliche Hürden stolpert, über die ihm ein Korrekturleser mit Leichtigkeit hätte hinweghelfen können.

Denn die einzelnen Kapitel vermitteln ein gewiss subjektives, aber äußerst lebendiges und anschauliches Bild ihres Gegenstandes: So beschließt die jeweils abwechslungsreich gestaltete Charakterisierung einer Terentia oder Kleopatra eine ebenso fingierte wie amüsante Autobiographie der beiden Damen (S. 26-37 bzw. 64-67): Alleine diese beiden Abschnitte garantieren eine derart vergnügliche Lektüre, dass der Rezensent jedem Berufskollegen eine unbedingte Kaufempfehlung aussprechen muss; auch das Catull-Kapitel, das dann zur Gänze aus der Perspektive Clodias formuliert ist, reitet das Konzept keineswegs tot, sondern lässt einigen Simplifizierungen, die in Richtung eines Lesbia-Romans verweisen, zum Trotz vieles gekonnt in der Schwebelasse, was die Fiktion Catulls genau dort belassen wollte. Das differenzierte Bild, das Reischmann von dem häufig nur als Frauenheld wahrgenommenen Diktator Julius Cäsar bzw. von seinem häufig nur als moralinsauren Langweiler angesehenen Adoptivsohn Augustus zeichnet, ist ebenfalls außerordentlich lesenswert; dasselbe gilt für die plastische Gegenüberstellung der drei kaiserlichen Damen Messalina, Agrippina und Poppaea sowie für die Nachzeichnung des Frauenbildes, das sich aus den Briefen des Plinius ergibt.

Reischmanns Buch verlangt also in mehrfacher Hinsicht einen kompetenten Leser, der eine humanistische Bildung eher als Voraussetzung für die Lektüre mitbringen muss, als dass er jene (oder vielmehr einen Teil derselben) auf diesem Wege erlangen könnte: Zum einen sind gerade die anspruchsvollsten Passagen wie die drei Autobiographien Terentias, Kleopatras und Clodias inhaltlich vergleichsweise voraussetzungsreich, und zum anderen ist es natürlich von Vorteil, wenn man die zahlreichen sprachlichen und stilistischen Fehler Reischmanns (und vielleicht auch deren Ursachen) erkennt, anstatt sich am Ende gar noch von diesen verunsichern zu lassen. Als Anregung für den Lateinlehrer ist das Buch also ein wirklicher Gewinn: für die eigene Lektüre sowieso und letztlich auch für die Unterrichtspraxis – solange man sich die Zeit nimmt, kritisch auszuwählen, das offensichtlich eingesparte Lektorat nachträglich selbst zu übernehmen und die Voraussetzungen für das Verständnis durch die jeweilige Lerngruppe ebenfalls in Eigenregie zu schaffen.

Stefan Faller (Freiburg)

Pegasus-Nadel für Bernhard Zimmermann



Bild: Francesco Paolo Bianchi

Das Wintersemester 2023/24 war das letzte, das Prof. Dr. Bernhard Zimmermann regulär an der Albert-Ludwigs-Universität, Freiburg, abhielt. Zum Bedauern der Belegschaft und der Studierenden steht nun seine Emeritierung an. Am Dienstag, dem 6. Februar 2024 hielt er seine Abschiedsvorlesung zum Thema *Ein Paradox ästhetischer Erfahrung in Homers Odyssee und bei dem Sophisten Gorgias*. Sowohl die Stammhörerinnen und -hörer seiner Dienstagsvorlesung als auch zahlreiche Weggefährtinnen und Weggefährten waren zugegen, als zunächst der Dekan der Philologischen Fakultät, Prof. Dr. Bernd Kortmann, im Beisein der Rektorin und zweier Altrektoren ehrende Worte für Bernhard Zimmermanns 27-jähriges Wirken an der Alberto-Ludoviciana fand, bevor der Geehrte selbst das Wort ergriff und gekonnt einen Bogen zwischen dem homerischen Epos und dem platonischen Dialog schlug.

Im Anschluss fand in den Räumlichkeiten der Bibliothek der klassisch-neuzeitlichen Abteilung des Seminars für Griechische und Lateinische Philologie eine Feierlichkeit statt, während welcher der Direktor des Seminars, Prof. Dr. Stefan Tilg, ebenso wie Kolleginnen, Kollegen und Studierende in teils sehr

humorvoller Weise das Wort ergriffen und Bernhard Zimmermann in diesem Rahmen mit verbalen und physischen Gaben beschenkt.

Bei dieser Gelegenheit wurde dem amtierenden Ehrenvorsitzenden des DAV Baden-Württemberg, der zwischen den Jahren 2000 und 2011 Vorsitzender des DAV-Bezirks Südbaden, zwischen 2001 und 2011 Landesvorsitzender in Baden-Württemberg und von 2011 bis 2015 DAV-Bundvorsitzender war, auf Beschluss des aktuellen Bundesvorstands die Pegasus-Nadel des Deutschen Althilologenverbands verliehen.

Im Namen des Präsidiums und namentlich der Vorsitzenden des Althilologenverbands, Dr. Katja Sommer, war es mir als Stellvertreter eine besondere Freude, Bernhard Zimmermann das Ehrenzeichen in Anerkennung seiner großen Verdienste sowohl um den DAV als auch im Bereich der Klassischen Philologie insgesamt überreichen zu dürfen.



Bild: Francesco Paolo Bianchi

Impressum

Mitwirkende in diesem Heft:

Prof. Dr. Jürgen Blänsdorf, Am Römerberg 1c, 55270 Essenheim; blaensdorf.j@online.de

OStD Manfred Birk, Dillmann-Gymnasium, Forststraße 43, 70176 Stuttgart; betulanus@arcor.de

Karl Boyé, Karl.Boye@t-online.de

Dr. Helmut Meißner, Hubstraße 16, 69190 Walldorf; hmeissner@gmx.de

Prof. Dr. Dennis Pausch, Philipps-Universität Marburg, Fachgebiet für Klassische Philologie, Wilhelm Röpke-Straße 6d, 35032 Marburg; dennis.pausch@uni-marburg.de

Dr. Heiko Ullrich, Am Ladenbergle 18, 76703 Kraichtal; heiko.f.ullrich@web.de

Christoph Wurm, Humboldtstr. 25, 44137 Dortmund; chrwurm@aol.com; Web: christophwurm.de

Prof. Dr. Bernhard Zimmermann, Seminar für Griechische und Lateinische Philologie, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg i.Br.

Herausgeber für den Vorstand des Landesverbandes und Schriftleitung:

Dr. Stefan Fallner

Seminar für Griechische und Lateinische Philologie

Platz der Universität 3

79085 Freiburg i.Br.

stefan.faller@altphil.uni-freiburg.de

Vorsitzende der DAV-Bezirke:

Württemberg: Manfred Birk, Dillmann-Gymnasium, Forststraße 43, 70176 Stuttgart

Nordbaden: Markus Braun, Ludwig-Wilhelm-Gymnasium, Lyzeumstraße 11, 76437 Rastatt

Südbaden: Nikolaus Ruf, Berthold-Gymnasium, Hirzbergstraße 12, 79102 Freiburg

Ehrenvorsitzende:

Dr. Helmut Meißner

Prof. Dr. Bernhard Zimmermann

**Weitere Informationen – auch zu den Mitgliedsbeiträgen – finden Sie unter:
www.dav-bw.de**

**Bitte senden Sie Adressenänderungen nur an den Landesvorsitzenden
(siehe „Beitrittserklärung“, S. 74 unten)**



©Bildquelle: stock.adobe.com/Adhvaswrit

adeo.NORM - neu

Das lateinische Basisvokabular

Herausgegeben und erarbeitet von Clement Utz und Andrea Kammerer

ISBN 978-3-661-42501-6

160 Seiten, € 21,60

Die Wortkunde **adeo.NORM** ist seit vielen Jahren *die* unangefochtene Bezugsgröße der lateinischen Wortschatzarbeit. Das **Basisvokabular** („Bamberger Wortschatz“) stellt die verlässliche Grundlage aller C.C.Buchner-Lehrwerksreihen und -Textausgaben dar. Das Standardwerk liegt nun in einem **neuen, attraktiven Layout** vor und bietet noch mehr Vorteile und methodische Optionen.

- ▶ Die **Datengrundlage** wurde mit Blick auf die heutige Lektürepraxis überarbeitet, die deutschen Bedeutungen dem heutigen Sprachgebrauch angepasst.
- ▶ Das neue adeo bietet ein noch umfangreicheres, kreativ illustriertes Programm an **Wort- und Sachfeldern** sowie hilfreichen **Minikontexten**.



Weitere Informationen zur „adeo.NORM - neu“ finden Sie auf www.ccbuchner.de/bn/42501.



C.C.Buchner Verlag GmbH & Co. KG

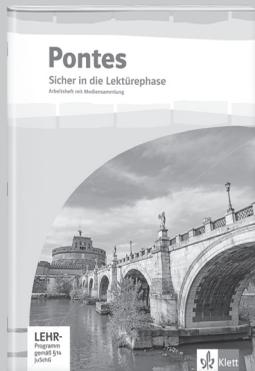
service@ccbuchner.de · www.ccbuchner.de

www.facebook.com/ccbuchner

www.instagram.com/ccbuchner

Der leichte Einstieg in die Originallektüre

Pontes – Sicher in die Lektürephase



Pontes

Sicher in die Lektürephase

3. bzw. 4. Lernjahr

Arbeitsheft mit Mediensammlung

ISBN 978-3-12-623303-3

Heft für Lehrende (Juni 2024)

ISBN 978-3-12-623304-0

- Modularer Aufbau für maximale Flexibilität
- Schaffbare Texte mit Lebensweltbezug
- Grammatik-Teil zur Einführung bzw. Wiederholung lektürerelevanter Phänomene
- Methoden zum Umgang mit Originaltexten
- Auch anstelle der Transitio-Sequenz für einen frühzeitigen Ausstieg aus dem Schulbuch einsetzbar
- In der Mediensammlung: Audios und Erklärvideos

Bestellung und Information:

www.klett.de/pontes



 **NAVIGIUM**
...macht Latein zum Lieblingsfach

Alle Texte und Vokabeln sind in *NAVIGIUM*, der beliebten Lehr- und Lernplattform eingebunden.

Ernst Klett Verlag,
Postfach 10 26 45, 70022 Stuttgart
www.klett.de

 **Klett**